



ISBN: 3-423-25194-8

Deutsch von Gerhard Bronner und Friedrich Torberg

Verlag: Georg Müller Verlag GmbH

Erscheinungsjahr: 1983

Umschlaggestaltung: Balk & Brumshagen

Umschlagbild: © Zefa/SIS

**Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!**

## **Buch**

Als seine Frau ihm droht, sie werde jetzt ein Buch über Ehemänner wie ihn verfassen, versteigt Ephraim Kishon sich zu der Behauptung, er habe selbst schon alles niedergeschrieben, was man ihm vorwerfen könnte. Und tatsächlich: Ob Reparaturen im Haushalt, Einkommenssteuer oder die Sache mit der Monogamie – Kishon ist vollkommen geständig. Das Ergebnis seiner »retrospektiven Selbstanalyse« ist dieser Band mit dem Besten über »sie« und »ihn« – vor allem aber, so befindet ›buch aktuell‹, »ein echter Kishon«.

## **Autor**

Ephraim Kishon wurde 1924 in Ungarn geboren und 1949 in Israel »neugeboren«, wie er selbst sagt. Er ist verheiratet, hat drei Kinder und lebt als freier Schriftsteller in Tel Aviv.

# Inhalt

## **HANDWERK HAT GOLD UND BODEN..... 5**

Warten auf Nebenzahl .....	6
Die vier apokalyptischen Fahrer .....	15
Ein Triumph der Technik.....	21
Wie man sich die Versicherung sichert .....	26
Nur keine Rechtsbeugung! .....	31
Im Schweiß deines Angesichtes.....	39
Hair .....	41
Goldstein, kehre zurück, alles vergeben .....	48
Der hermetisch geschlossene Balkon.....	54

## **VON DER THEORETISCHEN MONOGAMIE ZUR PRAXIS DER POLYGAMIE..... 59**

Die vollkommene Ehe .....	60
Massive Massage.....	66
Türkische Früchte .....	69
Nie wieder Pornofilm .....	74
Weiblicher Instinkt .....	80
Fremd in St. Pauli .....	84
Gerschons Witwe.....	90
Die Sekretärin oder das Ende vom Lied .....	96

## **RODEO DER STECKENPFERDE ..... 102**

Der Fisch stinkt vom Kopfe.....	103
Trommeln und Tschinellen.....	113
Chamsin und Silberrausch .....	118
Maß für Maß.....	122
Die edle Kunst »Karate«.....	126
Compukortschnoi.....	132
Telephonokinese .....	138

# **HANDWERK HAT GOLD UND BODEN**

## ***Warten auf Nebenzahl***

*7. April*

Heute war es endlich soweit, daß unser Tisch unter der Last des festlichen Mahles zusammenbrach. Meine Frau war damit sehr einverstanden. Sie hatte das wackelige Möbelstück ohnehin schon seit langem loswerden wollen. Ich zersägte es freudig, und wir machten einen schönen Scheiterhaufen daraus.

Die beste Ehefrau von allen behauptet, daß man in Jaffa Tische direkt beim Erzeuger kaufen kann. Das geht rascher und ist billiger.

*8. April*

Der Erzeuger, bei dem wir den Tisch bestellt haben, heißt Josef Nebenzahl. Seine Persönlichkeit machte auf uns einen besseren Eindruck als die seiner Konkurrenten. Er ist ein ehrlicher, aufrechter Mann von gewinnender Wesensart. Als wir bei ihm erschienen, steckte er bis über beide Ohren in der Arbeit. Sein gewaltiger Brustkorb hob und senkte sich mit imposanter Regelmäßigkeit, während er Brett um Brett zersägte, und die tadellos gehaltenen Maschinen stampften den Takt dazu. Für den Tisch verlangte er 360 Pfund Anzahlung. Meine Frau versuchte zu handeln, hatte aber kein Glück.

»Madame«, sagte Josef Nebenzahl und sah ihr mit festem Blick ins Auge, »Josef Nebenzahl leistet ganze Arbeit und weiß, was sie wert ist. Er verlangt nicht einen Piaster mehr und nicht einen Piaster weniger!«

So ist's recht, dachten wir beide. Das ist die Rede eines ehrlichen Mannes.

Ich fragte, wann der Tisch fertig wäre. Nebenzahl zog ein kleines Notizbuch aus seiner Hosentasche. Montag mittag. Meine Frau schilderte ihm in lebhaften Farben, wie es ohne Tisch bei uns zuginge, daß wir stehend essen müßten und daß unser Leben kein Leben sei. Nebenzahl ging in die Nebenwerkstatt, um sich mit seinem Partner zu beraten, kam zurück und sagte: »Sonntag abend.«

Aber wir müßten den Transport bezahlen. Nachdem ich die Hälfte der Transportkosten erlegt hatte, nahmen wir Abschied. Nebenzahl schüttelte uns kräftig die Hand und sah uns mit festem Blick in die Augen: mir könnt ihr vertrauen!

#### *14. April*

Bis Mitternacht haben wir auf den Tisch gewartet. Er kam nicht. Heute früh rief ich Nebenzahl an.

Sein Partner sagte mir, daß Nebenzahl auswärts zu tun hätte, und er selbst wüßte nichts von einem Tisch. Aber sobald Nebenzahl zurückkäme, würde er uns anrufen. Nebenzahl rief uns nicht an. Wir sind in einiger Verlegenheit. Unsere Mahlzeiten nehmen wir, wie ich beschämt gestehen muß, auf dem Teppich ein.

#### *15. April*

Ich fuhr nach Jaffa, um Krach zu schlagen. Nebenzahl steckte bis über beide Ohren in der Arbeit. Die Kreissäge, die er mit mächtiger Hand bediente, warf Garben von Sägespänen um sich. Ich mußte mich vorstellen, da er sich nicht mehr an mich erinnern konnte. Dann erklärte er mir, daß sein bester Arbeiter verfrüht zum Militärdienst eingezogen worden sei, und versprach mir den Tisch für morgen 4 Uhr nachmittags. Wir einigten uns auf 3 Uhr 30. Ursprünglich hatte ich auf 3 Uhr bestehen wollen, aber das

ließ sich nicht machen.

»Nebenzahl ist wie eine Präzisionsuhr«, sagte Nebenzahl. »Keine Sekunde früher und keine Sekunde später.«

*17. April*

Nichts. Ich rief an. Nebenzahl, so erfuhr ich von seinem Kompagnon, hatte sich in die Hand geschnitten, so daß der Tisch erst morgen zugestellt werden könnte. Nun, ein Tag mehr oder weniger spielte wirklich keine Rolle.

*18. April*

Der Tisch kam nicht. Die beste Ehefrau von allen behauptet, das von Anfang an gewußt zu haben. Nebenzahls schiefer, betrügerischer Blick hätte ihr sofort mißfallen. Dann rief sie in Jaffa an. Nebenzahl selbst war am Telefon und fand überzeugende Worte des Trostes. Das Tischholz hätte unvorhergesehene Schwellungen entwickelt, jetzt aber sei es im Druckrahmen und der Tisch sei so gut wie fertig. Wie er denn aussähe? fragte meine Frau. Das ließe sich telefonisch schwer sagen, antwortete Nebenzahl, der ein Feind aller unbestimmten Auskünfte war. Außerdem seien die Beine noch nicht eingesetzt, aber das würde nicht länger als drei Tage dauern, und das Polieren nicht länger als zwei.

Wir haben bereits große Übung im Sitzen mit untergeschlagenen Beinen. Die Japaner, ein altes Kulturvolk, nehmen ihre Mahlzeiten seit Jahrtausenden auf diese Weise ein.

*21. April*

Nebenzahls Partner rief uns aus freien Stücken an, um uns vorsorglich mitzuteilen, daß der Polierer Mumps

bekommen hätte. Die beste Ehefrau von allen erlitt am Telefon einen hysterischen Anfall.

»Madame«, sagte Nebenzahls Partner, »wir könnten den Tisch im Handumdrehen fertigmachen, aber wir wollen Ihnen doch eine erstklassige Handwerkerarbeit liefern. Morgen um zwei Uhr bringen wir Ihnen den Tisch und trinken zusammen eine Flasche Bier.«

*22. April*

Sie brachten den Tisch weder um zwei Uhr noch später. Ich rief an. Nebenzahl kam ans Telefon und wußte von nichts, versprach uns aber einen Anruf seines Partners.

*23. April*

Ich fuhr mit dem Bus nach Jaffa. Nebenzahl steckte bis über beide Ohren in der Arbeit. Als er mich sah, fuhr er mich unbeherrscht an: ich sollte ihn nicht immer stören, unter solchem Druck könne er seinen Verpflichtungen nicht nachkommen. Der Tisch, so setzte er etwas ruhiger fort, sei in Arbeit. Was wollte ich also noch? Er führte mich in die Werkstatt und zeigte mir die Bretter. Ein ganz spezielles Holz erster Qualität. Stahlhart. Wann? Ende nächster Woche. Sonntag vormittag. Um zehn Uhr würde er mich anrufen.

*5. Mai*

Selbst diesen strahlenden Sonntag mußte mir meine Frau durch ihre Unkenrufe verderben. »Sie werden nicht liefern«, sagte sie. »Sie werden liefern«, sagte ich. »Ich habe das Gefühl, daß es diesmal klappen wird.«

»Sie werden nicht liefern«, wiederholte meine Frau mit typisch weiblicher Hartnäckigkeit. »Du wirst schon sehen. Die Säge ist gebrochen.«

Zu Mittag rief ich an. Nebenzahl teilte mir mit, daß sie noch an der Arbeit wären. Sie hatten im Holz ein paar kleinere Sprünge entdeckt und wollten keine zweitklassige Handwerkerarbeit abliefern. Meine Frau hatte wieder einmal unrecht gehabt. Es war nicht die Säge, es waren Sprünge im Holz. Ende nächster Woche.

### *12. Mai*

Nichts. Meine Frau hat sich bereits damit abgefunden, daß wir noch mindestens einen Monat warten müßten. Höchstens vierzehn Tage, sagte ich.

Ich rief an. Der Kumpagnon teilte mir mit, daß Nebenzahl seit vorgestern abwesend sei; irgendwelche Geschichten am Zollamt. Aber er glaubte von ihm ganz deutlich gehört zu haben, daß der Tisch in spätestens drei Wochen fertig wäre. Wir brauchten gar nicht mehr anzurufen – pünktlich am Morgen des 3. Juni würde der Tisch vor unserem Haus abgeladen.

»Siehst du«, wandte ich mich an meine Frau.

»Du hast von einem Monat gesprochen, ich von vierzehn Tagen. Drei Wochen sind ein schöner Kompromiß.«

Wir essen zurückgelehnt, wie die Römer. Sehr reizvoll.

### *3. Juni*

Nichts. Anruf: keine Antwort. Meine Frau: Mitte August. Ich: Ende Juli. Fuhr mit dem Bus nach Jaffa. An der Endstation hielt gerade ein Taxi, der Fahrer steckte den Kopf zum Fenster heraus und brüllte: »Nebenzahl, Nebenzahl!« Sofort stiegen zwei weitere Passagiere ein. Einer von ihnen hatte seit sechs Monaten Präsenzdienst bei Nebenzahl, wegen einer Sesselgarnitur. Der andere, ein Physikprofessor, wartete erst seit zwei Monaten auf

seinen Arbeitstisch. Unterwegs freundeten wir uns herzlich an. In Nebenzahls Werkstatt fanden wir nur den Kompagnon vor. Alles würde sich bestens regeln, sagte er. Mir raunte er verstohlen ins Ohr, daß Nebenzahl ganz ausdrücklich von Ende Juli gesprochen hätte, hundertprozentig Ende Juli. Ich warf einen Blick in die Werkstatt. Die stahlharten Bretter waren verschwunden. Auf dem Rückweg diskutierten wir über Nebenzahls Persönlichkeit, über die Arbeit, die ihn so sehr in Anspruch nimmt, und über sein Bestreben, es allen recht zu machen. Daran wird er noch zugrunde gehen. Schon jetzt sieht er aus wie ein gehetztes Wild. Wir beschlossen, uns nächste Woche wieder an der Ausgangsstation der Nebenzahl-Linie zu treffen.

Meine Frau leugnet, sich jemals auf Ende August festgelegt zu haben. In gerechtem Zorn verlangte ich, daß von jetzt an alles schriftlich niedergelegt werden müßte.

### *30. Juli*

Ich wettete 5 Pfund auf den Termin Laubhüttenfest, das heuer in die erste Oktoberhälfte fällt. Die beste Ehefrau von allen konterte mit dem Jahresende (Gregorianischer Kalender). Ihre Begründung: Geburt eines Sohnes bei Nebenzahls. Meine Begründung: Kurzschluß. Alles schriftlich festgehalten. An der Haltestelle stieß ein weiterer Nebenzahl-Satellit zu uns, ein älteres Mitglied des Obersten Gerichtshofs (Büchergestell, zwei Jahre).

Der Konvoi rollte nach Jaffa. Nebenzahl steckte bis über beide Ohren in der Arbeit. Durch Garben von Sägespänen und das Dröhnen der Maschinen rief er uns zu, daß er unmöglich mit jedem einzelnen von uns sprechen könne. Ich wurde durch Akklamation zum Sprecher der Gruppe bestimmt. Nebenzahl versprach – diesmal feierlich –, daß

Ende November alles geliefert sein würde, mein Tisch sogar etwas früher, um das jüdische Neujahr herum. Warum so spät? Weil Nebenzahls eine Tochter erwarteten. Der Physikprofessor schlug vor, daß wir auch untereinander Wetten abschließen sollten. In der gleichen Straße befände sich ein Buchdrucker (Schaukelstuhl, 18 Monate), der uns die nötigen Toto-Formulare drucken würde. Gründung eines Nebenzahl-Klubs.

### *21. August*

Diesmal fand die Klubsitzung bei uns statt. 31 Teilnehmer. Das Mitglied des Obersten Gerichtshofs brachte die endgültig formulierten Statuten des Nebenzahl-Klubs mit. Wer ordentliches Mitglied werden will, muß mindestens 6 Monate gewartet haben. Mit geringerer Wartezeit wird man nur Kandidat. Genehmigung der Wettformulare. Es sind jeweils drei Sparten auszufüllen: a) versprochenes Datum der Fertigstellung, b) Ausrede, c) tatsächliches Datum der Lieferung (Tag, Monat, Jahr). Mit großer Mehrheit wurde beschlossen, ein Porträt in Auftrag zu geben: Josef Nebenzahl, bis über beide Ohren in Arbeit steckend und dem Beschauer mit festem Blick in die Augen sehend. Die Klubmitglieder sind ungewöhnlich nette Leute, ohne Ausnahme. Wir bilden eine einzige, große, glückliche Familie. Alle essen auf dem Fußboden.

### *2. Januar*

Heute war ich an der Reihe, bei Nebenzahl vorzusprechen. Er entschuldigte sich für die Verspätung: Zeugenaussage vor Gericht. Zeitverlust. Dann zog er ein kleines Notizbuch aus seiner Hosentasche, blätterte, überlegte angestrengt und versprach mir bindend,

übermorgen nachmittag mit der Arbeit an unserem Tisch zu beginnen. Wir füllten sofort die Formulare aus. Meine Frau: 1. Juni. Ich: 7. Januar nächsten Jahres.

#### *1. Februar*

Festversammlung des Nebenzahl-Klubs. Ständiges Anwachsen der Mitgliedschaft. Am Toto beteiligen sich bereits 104 Personen. Die Inhaberin eines Schönheits-salons hatte 50 Pfund auf die Lieferung einer Ersatz-Schublade gewettet (15. Januar, Grippe, 7. Juli) und gewann 500 Pfund, da sie sowohl die beiden Daten als auch die Ausrede richtig erraten hatte. Die Festsitzung wurde durch eine musikalische Darbietung unseres Kammerquartetts eröffnet (drei Stühle, eine Gartenbank). Im Rahmen des Kulturprogramms hielt der Prorektor des Technikums in Haifa einen Vortrag über das Thema ›Der Tisch – ein überflüssiges Möbel‹. Seine lichtvollen Ausführungen über die Speisegewohnheiten des frühen Neandertalers fanden größtes Interesse. Nach dem Bankett erfolgte in drei Autobussen die traditionelle Pilgerfahrt nach Jaffa. Nebenzahl steckte bis über beide Ohren in der Arbeit. Er versprach, bis Freitag nachmittag alles fertigzustellen. Die Verzögerung sei auf einen Todesfall in seiner Familie zurückzuführen.

#### *4. September*

Unser Exekutivkomitee bereitet die Errichtung eines medizinischen Hilfsfonds für Nebenzahl-Kunden vor. Es wurde ferner beschlossen, eine Monatszeitschrift mit dem Titel »Ewigkeit« herauszugeben, die sich mit aktuellen Fragen beschäftigen soll: Beschreibung neuer Maschinen in den Nebenzahl-Werkstätten (mit Fotos), Namenslisten der zum Militärdienst einberufenen Werkmeister, Gesellen

und Gehilfen, Resultate des Nebenzahl-Totos, Führungen durch Jaffa, eine ständige Rubrik ›Neues aus der Welt der Tischlerei‹ und anderes mehr. Das Training unserer Korbballmannschaft findet jetzt zweimal wöchentlich statt. Wir machen gute Fortschritte. Die Mittel für den Bau eines Klubhauses sollen durch Anleihen aufgebracht werden.

Nach Schluß der Sitzung wurde der in den Statuten vorgeschriebene Anruf nach Jaffa durchgeführt. Nur der Kompagnon war da. Nebenzahl befindet sich auf Hochzeitsreise. Der Kompagnon versprach, für beschleunigte Abwicklung zu sorgen. Meine Frau setzte 300 Pfund auf den 17. August in drei Jahren.

*10. Januar*

Etwas vollkommen Unerklärliches ist geschehen. Heute vormittag erschien Josef Nebenzahl vor unserem Haus und zog eine Art Tisch hinter sich her. Wir fragten uns vergebens, was er wohl im Schilde führen mochte. Nebenzahl erinnerte uns, daß wir vor geraumer Zeit – er wüßte nicht mehr genau, wann – bei ihm einen Tisch bestellt hätten, und der wäre jetzt also fertig. Offenbar handelte er in geistiger Umnachtung. Seine Augen flackerten. »Nebenzahl verspricht, Nebenzahl liefert«, sagte er. »Bitte zahlen Sie den Transport.«

Es war ein fürchterlicher Schlag für uns. Adieu, Nebenzahl-Klub, adieu, Vorstandssitzungen, Kulturprogramm und Wetten. Aus und vorbei. Und das Schlimmste: wir wissen nicht, was wir mit dem Tisch machen sollen. Wir können längst nicht mehr im Sitzen essen. Die beste Ehefrau von allen meint, wir sollten uns nach den Mahlzeiten unter dem Tisch zur Ruhe legen.

## ***Die vier apokalyptischen Fahrer***

Wann schläft der Mensch am besten? Im Büro, beim Fernsehen oder gelegentlich im Bett? Nach den neuesten wissenschaftlichen Forschungen bis 5 Uhr 25 am Morgen. Um 5 Uhr 25 am Morgen nämlich fährt der Durchschnitts-ehemann aus dem besten Schläfe hoch. Der höllische Lärm, der über ihn hereinbricht, weist eine vielfältige Zusammensetzung auf und läßt sich am ehesten mit dem Klangbild mehrerer Tonbänder vergleichen, die zur selben Zeit verkehrt abgespielt werden. Es klingt nach Fliegeralarm, nach einer stampfenden Büffelherde, nach einem Sturmangriff mit schweren Panzern und nach dem Dschungelschrei eines wildgewordenen Tarzans.

Um 5 Uhr 25 am Morgen.

Die Reaktion der Menschen, die von dieser Naturkatastrophe betroffen werden, ist unterschiedlich. Manche vergraben sich in ihre Kissen und beginnen zu beten. Andere – zumeist diejenigen, die vor Schreck aus dem Bett gefallen sind – sausen ziellos zwischen Schlafzimmer und Badezimmer hin und her. Schreiber dieses wirft sich bei den ersten Donnerschlägen wortlos auf die beste Ehefrau von allen und würgt sie so lange, bis es ihr gelingt, die Nachttischlampe anzuknipfen und ihm vorsichtig beizubringen, daß ihn niemand ermorden will.

»Wie um Himmels willen ist es möglich«, fragte mein Nachbar Felix Seelig, als er sich einmal um 5 Uhr 25 am Morgen aus dem Fenster beugte, »daß vier Männer einen so ungeheuerlichen Krach erzeugen?«

Wir beobachteten die Vier von oben. Es handelte sich um den Fahrer des städtischen Müllabfuhrwagens, um seinen Mitfahrer, der meistens auf dem Trittbrett steht,

und um die beiden Kerle, die sich der wartenden Abfallkübel bemächtigen und sie mit Getöse ausleeren. Auf den ersten Blick sehen diese Vier wie einfache Sendboten des Gesundheitsamtes aus, aber hinter ihrem unauffälligen Äußeren verbergen sich vier Weltmeister der Höllenlärm-Technik. Zum Beispiel benützt der Fahrer grundsätzlich nur den ersten Gang, um seinen Motor auf höchste Diesellautstärke zu bringen, während die beiden Zubringer jeden einzelnen Abfallkübel polternd über das Pflaster schleifen und dabei so laut und lästerlich fluchen, als stünde der Ausbruch von Tötlichkeiten unmittelbar bevor.

In Wahrheit haben sie keinerlei Streit miteinander. Hört man mit den Restbeständen von Membranen, über die man noch verfügt, etwas genauer hin, so kann man feststellen, daß sie sich auf ihre Weise über ganz alltägliche Dinge unterhalten. Diese ihre Weise besteht darin, daß die Unterhaltung grundsätzlich immer dann beginnt, wenn der eine von ihnen mit dem schon entleerten Abfallkübel im Hausflur angelangt ist und der andre in 20-30 Meter Entfernung seinen noch gefüllten Kübel auf die Kippe niederkrachen läßt.

»Hey!« brüllt der eine. »Hey! Was hast du gestern abend gemacht, gestern abend?«

Darauf antwortet jedoch nicht der andre, sondern der Fahrer steckt den Kopf aus seinem Gehäuse hervor, legt die Hände an den Mund und brüllt: »Hey! Wir sind zu Hause geblieben! Zu Hause! Und du?«

Jetzt erst ist es so weit, daß der ursprünglich Angesprochene oder besser Angebrüllte zurückbrüllt: »Hey! Wir waren im Kino! Im Kino waren wir! Bei diesem Wildwestfilm! Großartig! Alle haben sehr gut gespielt, haben alle!«

Auch wenn die Dialogpartner dicht nebeneinander stehen, ändert sich nichts an der Lautstärke ihres Geplauders:

»Hey! Kommen dir diese verdammten Kübel heute nicht verdammt schwer vor?«

»Verdammt schwer heute! Wo es noch dazu so verdammt heiß ist! Verdammt!«

Frau Kalaniot, der das Schicksal ein Schlafzimmer direkt oberhalb des Haustors zugewiesen hat und die infolgedessen ständig am Rande eines Nervenzusammenbruchs wandelt, riß in ihrer Verzweiflung einmal das Fenster auf und rief hinunter: »Bitte Ruhe! Ich flehe Sie an: Ruhe! Müssen Sie denn jede Nacht solchen Lärm machen!«

»Nacht? Wieso Nacht?« Der Angeflehete wieherte fröhlich. »Es ist ja schon halb sechs vorbei ist es schon!«

»Wenn Sie mit diesem Lärm nicht aufhören, hole ich die Polizei!« Das war Benzion Ziegler, der sein Fenster gleichfalls aufgerissen hatte.

Die vier apokalyptischen Fahrer krümmten sich vor Lachen: »Polizei! Hohoho! Hol doch einen Polizisten, hol ihn doch! Wenn du in der Nacht einen findest! Hohoho...«

Ja, so sind sie, unsere stämmigen, breitschultrigen, von keiner Hemmung belasteten Naturburschen, die neue Generation, die neue Rasse, der neue Mensch. Man hat den Eindruck, daß keine Macht der Welt mit ihnen fertigwerden könnte.

Dieser Eindruck wird durch die Tatsachen erhärtet.

Auf dem letzten Protestmeeting unseres Häuserblocks betraute man mich mit der ehrenvollen Aufgabe, vom Städtischen Gesundheitsamt die Einstellung der allnächtlichen Erdbebenkatastrophen zu verlangen. Ich rief den Abteilungsvorstand an und begann meine wohlvor-

bereitete Anklagerede.

Noch ehe ich beim ersten meiner bildkräftigen Vergleiche angelangt war, unterbrach er mich:

»Mir brauchen Sie nichts zu erzählen. Ich bekomme das jeden Morgen zu hören. Sie werden verrückt, sagen Sie? *Ich* werde verrückt ...«

Der Sommer kam, und mit ihm kamen die Nächte, in denen man – wenn überhaupt – nur bei offenem Fenster schlafen kann. Wir schickten eine von allen schreibfähigen Anrainern unterzeichnete Petition an die Behörde, blieben jedoch ohne Antwort. Die Aufräumerfrau, die dreimal wöchentlich zu den Ziegler kommt und eine Wohnungsnachbarin des Trittbrett-Tarzans ist, empfahl uns, nichts zu unternehmen, weil die Vier davon Wind bekommen und dann noch größeren Lärm machen würden. Auch der Rechtsanwalt, den wir heranzogen, wußte uns nichts Besseres zu raten, als daß wir das Wochenende in Jerusalem verbringen sollten, weil dort die Müllabfuhr häufig durch Streiks lahmgelegt ist.

Wir versuchten es mit Wattebäuschen, die wir uns in die Ohren stopften und die anfänglich einen gewissen Sordino-Effekt bewirkten. Aber schon das erste »Hey!« schnitt durch sie hindurch wie ein scharfes Messer durch weiche Butter.

Auf unserer letzten Protestversammlung hielt der angesehene Mediziner Dr. Wasserlauf einen visionären Vortrag:

»Die chronische Schlaflosigkeit und die traumatischen Schocks, unter denen wir zu leiden haben, werden früher oder später die Funktionsfähigkeit unserer Gehirnganglien beeinträchtigen. Ich bin überzeugt, daß bei unseren Kindern und in noch höherem Maß bei unseren Enkeln bestimmte Degenerationserscheinungen nicht aufzuhalten

sind und daß die Müllabfuhr letzten Endes eine bedrohliche Senkung des allgemeinen intellektuellen Niveaus zur Folge haben wird ...«

Vor unserem geistigen Auge erschienen Scharen von Enkelkindern, sahen uns stumm und vorwurfsvoll an und verschwanden mit kuriosen Bocksprüngen im nahen Wald.

Es mußte etwas geschehen.

Wäre es nicht am besten, mit den Leuten zu reden? Das entspräche nicht nur unseren demokratischen Grundsätzen, sondern vor allem der menschlichen Würde, die ja auch dem Müllabfuhr-Personal als unveräußerliches Recht eingepflanzt ist. Ganz im geheimen empfanden wir tiefe Bewunderung für jene vier Aufrechten, die schon im frühen Morgendämmer ihre schwere Arbeit verrichteten, während wir nichtsnutzige Schmarotzer in unseren weichen, weißen Betten wohligh bis 5 Uhr 25 schnarchten. Es wurde beschlossen, die Sache psychologisch anzugehen. Wir mußten zu den Herzen der Vier einen Weg finden. Geld spielt keine Rolle.

An einem der nächsten Tage enthielt der Text der allmorgendlichen Lärmsendung eine Variante:

»Hey!« dröhnte es vom Trittbrett zu den Kübeln.  
»Langsam wird's kalt! Kalt wird's langsam!«

»Hey!« donnerte es zur Antwort. »Kauf dir einen Pullover! Kauf dir einen!«

»Pullover? Sagst du Pullover hast du gesagt? Hey! Wo soll ich einen Pullover hernehmen, wo?«

Wir handelten unverzüglich. Wir handelten im Interesse unserer Nachkommen, im Interesse der Zukunft späterer Generationen, im Interesse des Friedens im Nahen Osten. Aus den Geldern des eigens für diese Zwecke angelegten »Reinigungs-Fonds« kaufte Frau Kalaniot einen knallroten

Pullover (Übergröße), und Felix Seelig begab sich an der Spitze einer Delegation zum Wohnhaus des Trittbrett-Tarzans, der seine Rührung kaum verheimlichen konnte. Er zeigte volles Verständnis für den von Felix Seelig vorsichtig formulierten Hinweis, daß warme Kleider bekanntlich zur Schaffung einer ruhigeren Atmosphäre beitragen, dankte der Delegation in stockenden, ungefügten Worten und versprach, auch seine Mitarbeiter entsprechend zu informieren.

Am nächsten Morgen um 5 Uhr 25 wurde Frau Kalaniot durch ein Gebrüll von noch nicht dagewesener Unmenschlichkeit aus ihrem Bett geschleudert: »Hey! Die haben mir diesen Pullover gekauft haben sie! Diesen roten Pullover!«

»Sind nette Leute«, brüllte es zurück. »Nette Leute sind sie! Wirklich nett!«

Hierauf erfolgte eine Explosion, die alle bisherigen übertraf: in seiner Freude über den roten Pullover schleuderte der Trittbrett-Tarzan einen eben entleerten Kübel in so kunstvoller Schleife zurück, daß zwei andere Kübel mitgerissen wurden und insgesamt drei Granateneinschläge zur gleichen Zeit stattfanden.

Seither höre ich schlecht auf dem linken Ohr. Dafür schlafe ich sehr gut auf der rechten Seite. Bei der besten Ehefrau von allen ist es genau umgekehrt. Eine exzellente und im Grund ganz einfache Lösung. Wir wundern uns, daß wir nicht schon früher an sie gedacht haben.

## *Ein Triumph der Technik*

Lärm muß nicht unbedingt von draußen kommen. Einschlägige Spezialisten verwandeln heute die Wohnung selbst in den Lärmerzeuger. Das geschieht am wirkungsvollsten mit einer Wundermaschine, die Feuchtigkeit von draußen in Lärm nach innen umsetzt.

Es war Herbst. Es war ein sehr heißer Herbst. Es war so heiß, daß die beste Ehefrau von allen das Wort »Klimaanlage« ins Gespräch einflocht.

»Jetzt?« fragte ich. »Im Herbst?« Aber das beeindruckte sie nicht. Vielmehr entfaltete sie mit einiger Mühe die schweißgebadete Zeitung, die auf dem Tisch lag, und deutete auf eine halbseitige Anzeige der Firma »Pronto Klima-Anlagen Ges. m. b. H.«, die in blumigen Worten ein neues, »Flüsterkasten« genanntes Modell anpries: Kühle im Sommer, Wärme im Winter, Stille in jeder Jahreszeit, Stille bei Tag und Nacht. Ich willigte seufzend ein.

Der Cheffingenieur der Firma »Pronto«, ein gewisser Schlomo, erschien persönlich, um von unseren Fenstern dasjenige auszusuchen, das für die Anbringung des Apparats am besten geeignet wäre. Er machte uns überdies auf einen speziell eingebauten Schalthebel aufmerksam, den sogenannten »Besänftiger«, der dazu diente, die beim Anlaufen des Apparats möglicherweise auftretenden Geräusche bis zur Unhörbarkeit abzumildern. Die ganze Pracht käme auf 4999 Pfund plus 1500 Pfund Installationsgebühr, beides in bar und im voraus. Den hohen Preis für die Installation begründete Schlomo mit der einjährigen Garantie für das Loch in der Mauer.

Nachdem wir gezahlt hatten, winkte Schlomo zwei

vierschrotige Gesellen herbei, die unter seiner fachkundigen Anleitung das Fensterbrett aufbrachen, einen Schweißbohrer ansetzten, ein wenig hämmerten und ein wenig sägten. Bald darauf war der »Flüsterkasten« zu einem integralen Bestandteil unserer Wohnung und unseres Lebens geworden.

»Ich gratuliere«, sagte Schlomo. »Sie werden mit dem ...«

Der Rest seiner Ansprache ging im ohrenbetäubenden Lärm der von ihm in Betrieb gesetzten Maschine unter. Es war ein Lärm wie von einer Boeing 747 vor dem Start. Eine Weile standen wir regungslos auf unserem Privatflugfeld und lauschten dem akustischen Wunder, ehe ich mich an Schlomo wandte: »Ganz hübsch laut, wie?«

»Wie?« replizierte Schlomo. »Ich kann Sie nicht hören!«

»Lärm!« brüllte ich. »Es lärmt!«

»Was? Wo?«

Er sprach noch weiter, aber da in dem einstmals von mir besuchten Gymnasium das Lippenlesen nur als Freigegenstand unterrichtet worden war, hatte ich es nicht erlernt und verstand ihn nicht. Mittels Gebärdensprache forderte ich ihn auf, mir in die Küche zu folgen, wo das Getöse der Jetmotoren nur gedämpft herüberklang. Dort erklärte mir Schlomo, daß jede jungfräuliche Maschine ein bis zwei Tage benötige, um sich an ihre neue Umgebung zu gewöhnen und warmzulaufen. Aber, so fügte er hinzu, indem er mir seine Telefonnummer einhändigte, wenn es morgen noch irgendwelche Beschwerden gebe, möge ich ihn anrufen, er würde sich freuen.

Was sich in dieser Nacht abspielte, braucht den Vergleich mit der aufwendigsten »Son et Lumière«-Produktion nicht zu scheuen. Alle zehn Minuten erhob ich mich von meinem Lager, drehte das Licht an und

versuchte den Lärm abzustellen, indem ich wieder und wieder den Besänftiger einschaltete. Dieser jedoch besänftigte überhaupt nichts, nicht einmal die beste Ehefrau von allen, die langsam hysterisch wurde. Ich tröstete mich mit der alten Binsenweisheit, daß der Mensch sich an alles gewöhnt, aber als mir um 2 Uhr früh der Besänftigungshebel in der Hand blieb, konnte ich nur noch auf ungarisch reagieren, und das ist bei mir immer ein Zeichen plötzlichen Nervenversagens.

Der jetzt durch nichts mehr gehemmte Lärm paarte sich immerhin mit einer Art Kühle, die mir vielleicht eine Art Schlaf ermöglicht hätte, wenn nicht von Zeit zu Zeit die Kinder hereingekommen wären, um sich schluchzend zu beklagen, daß sie nicht schlafen könnten, weil die Betten unaufhörlich zitterten.

Um drei Uhr unternahm die beste Ehefrau von allen einen Rundgang und verteilte Ohropax. Daraufhin breitete sich wohltätige Stille aus. Nur dann und wann durchbrach eine Boeing die Schallmauer.

Um fünf Uhr schrieb meine Frau auf den Notizblock, den wir zwischen uns plazierte hatten:

»Das Monstrum geht morgen an Schlomo zurück, verstanden?« Ich benachrichtigte sie gleichfalls schriftlich, daß der Kaufpreis bar erlegt worden war. Der stumme Schmerzensschrei, den ich sie ausstoßen sah, schnitt mir das Herz entzwei. In einer plötzlichen Eingebung stürzte ich zum Flüsterkasten und stellte ihn ab.

Die Wirkung war sensationell. Der Flugverkehr kam zum Stillstand, und in der sommerlichen Wärme, die uns zu umschmeicheln begann, schliefen wir alsbald ein, wie zwei Spione, die aus der Kälte kamen.

Gleich am Morgen rief ich Schlomo an.

»Hören Sie«, sagte ich. »Diese Klimaanlage –«

»Schon gut, schon gut.« Er ließ mich gar nicht ausreden.  
»Wir nehmen sie zurück und refundieren Ihnen den vollen Kaufpreis.«

Eine halbe Stunde nach diesem Gespräch erschienen die beiden Vierschröter, montierten die Höllenmaschine ab und erklärten sich bereit, das himmelblaue Loch, das in der Mauer zurückgeblieben war, gegen Erlag von 500 Pfund zuzumauern. Ich feilschte nicht. Ich bin ein guter Verlierer.

Es brauchte einige Zeit, ehe wir uns an die Ruhe ringsum gewöhnten. Aber, wie schon gesagt: der Mensch gewöhnt sich an alles.

Als wir bald darauf ein mit uns befreundetes Ehepaar besuchten, schlug uns beim Betreten der angenehm kühlen Wohnung das vertraute Dröhnen einer startfertigen Boeing 747 an die Ohren.

»Das Ding ist erst heute vormittag montiert worden«, schrie mir die Frau des Hauses entgegen. »Aber wir haben die Firma Pronto bereits verständigt, daß wir's zurückgeben. Wir verlieren eben die Installationsgebühr. Immer noch besser.«

Ich trat an die Maschine heran. Der Besänftigungshebel war abgebrochen.

Als Fachmann erkannte ich das auf den ersten Blick. War mir doch erst vor wenigen Absätzen ein gleiches widerfahren.

Schlomo retirierte gegen die Rückwand seines Büros und machte verzweifelte Anstrengungen, sich aus meinem Würgegriff zu befreien. Aber ich ließ erst locker, als er zu seinem Geständnis ansetzte.

»Mit den Klimaanlage läßt sich ja nichts verdienen«,

stöhnte er. »Die Einfuhrzölle und die Steuern sind zu hoch. Das einzige, was Geld bringt, ist die Installation und das Zumauern der Löcher.«

Ich drehte ihm den Arm auf den Rücken und drängte ihn in den Lagerraum. Mein Verdacht bestätigte sich: das ganze Inventar bestand aus einer alten Boeing. Daneben hockten die beiden Vierschröter und kauten an je einem Salamibrot.

Schlomo senkte den Kopf: »Jawohl, wir verkaufen immer denselben Apparat, und am nächsten Tag wird er abmontiert. Ich gebe es zu. Aber schließlich muß ich ja von irgend etwas leben. Ich habe eine Frau. Ich habe Kinder. Ich habe eine Freundin ...«

Warum die »Pronto Klima-Anlagen Ges.m.b.H.« trotz anhaltend gutem Geschäftsgang plötzlich Konkurs ansagte, konnte sich zunächst niemand erklären, auch der Eingeweihte nicht. Keinesfalls lag es daran, daß der potentielle Käuferkreis bereits erschöpft gewesen wäre. Das geht nicht so schnell.

Geduldige Nachforschungen ergaben folgenden Tatbestand: Schlomo hatte seinen Flüsterkasten nach Bat Jam verkauft, an den Nestor der Siedlung, einen der ältesten noch lebenden Einwanderer überhaupt, und hatte am nächsten Tag vergebens auf den üblichen Anruf gewartet. Als auch tags darauf nichts dergleichen geschah, wurde er von Panik erfaßt und rief seinerseits an.

»Ist der Apparat nicht ein wenig lärmend?« erkundigte er sich.

»Leider«, antwortete der greise Pionier. »Für Freitag abend bin ich schon vergeben.«

Der Mann war stocktaub. Und Schlomos Boeing, die einzige ihrer Art, war aus dem Verkehr gezogen.

## ***Wie man sich die Versicherung sichert***

Es kann vorkommen, daß man erstklassige Fachleute auch außerhalb der eigenen vier Wände trifft. Dieses Glück hatte ich, als ich gestern nacht mit meinem Wagen den Parkplatz verlassen wollte, um nach Hause zu fahren. Da trat ein gutgekleideter Bürger auf mich zu und sprach: »Entschuldigen Sie – aber wenn Sie nur ein ganz klein wenig rückwärtsfahren, beschädigen Sie meinen Kotflügel.«

»In Ordnung«, sagte ich mit einem respektvollen Blick auf den amerikanischen Straßenkreuzer, dem der Kotflügel gehörte. »Ich werde aufpassen.«

Der gutgekleidete Bürger schüttelte den Kopf:

»Im Gegenteil, es wäre mir sehr recht, wenn Sie meinen Kotflügel beschädigen. Ich sammle Blebschäden.«

Das klang so interessant, daß ich ausstieg und mir die Sache genauer erklären ließ.

Mein Partner deutete zunächst auf eine waschbeckenartige Vertiefung in seinem Wagendach:

»Ich hatte einen Zusammenstoß mit einer Verkehrsampel. Es war windig, und sie ist heruntergefallen. Max, der Inhaber meiner Reparaturwerkstätte, den ich sofort aufsuchte, zeigte sich skeptisch. ›Herr Doktor Wechsler‹, sagte er, ›eine solche Kleinigkeit zu reparieren ist nicht der Mühe wert. Dafür zahlt Ihnen die Versicherung nichts. Holen Sie sich noch ein paar Blebschäden und kommen Sie dann wieder zu mir.‹ Soweit Max. Er wußte, wovon er sprach.«

Wir nahmen auf dem vorläufig noch intakten Kühler

seines Wagens Platz, und Wechsler fuhr fort: »Jede Versicherungspolice enthält eine Klausel, die den Versicherungsnehmer verpflichtet, Schäden bis zu einer bestimmten Summe selbst zu bezahlen. Bei uns beläuft sich diese Selbstbehaltsklausel in der Regel auf 230 Pfund. Da die Reparatur meines Wagens nur etwa 200 Pfund kosten würde, wäre es sinnlos, den Schaden anzumelden. Wenn ich aber der Versicherungsgesellschaft noch ein paar andere Schäden präsentieren kann –«

»Einen Augenblick, Doktor Wechsler«, unterbrach ich. »Auch wenn Sie alle Ihre Kotflügel zertrümmern, müssen Sie die ersten 230 Pfund immer noch selbst bezahlen.«

»Herr«, entgegnete Doktor Wechsler, »überlassen Sie das meinem Max.«

So wurde ich mit einer Lehre vertraut gemacht, die ich als »Maximalismus« bezeichnen möchte. Anscheinend besteht zwischen der Internationalen Gewerkschaft der Karosseriespengler (Hauptsitz New York) und dem Weltverband der Pkw-Fahrer in Kopenhagen ein Geheimabkommen, demzufolge die Spengler den Versicherungsgesellschaften sogenannte »frisierte Rechnungen« vorlegen, in denen die Selbstbehaltsumme nur scheinbar berücksichtigt wird. In Wahrheit läßt sie der Spengler unter den übrigen Posten seiner Rechnung unauffällig verschwinden – allerdings nur unter der Voraussetzung, daß diese Rechnung eine Gesamthöhe von mindestens 1500 Pfund erreicht. Und dazu bedarf es natürlich mehrerer Schäden.

Wie sich im Verlauf des Gesprächs herausstellte, war mein Partner ein alter Routinier auf diesem Gebiet. Einmal hatte er es innerhalb weniger Tage auf eine Schadenssumme von 2800 Pfund gebracht.

»Aber diesmal« – aus seiner Stimme klang tiefe

Verzweiflung – »komme ich über die lächerliche Schramme auf meinem Wagendach nicht hinaus. Seit Wochen versuche ich, mir noch andere Beschädigungen zuzuziehen – vergebens. Ich bremsen dicht vor einem Fernlaster, ich überhole städtische Autobusse, ich parke neben Militärfahrzeugen – es hilft nichts. Niemand läßt sich herbei, meinen Wagen auch nur zu streifen. Deshalb wende ich mich jetzt an Sie. Wenn Sie vielleicht die Güte hätten ...«

»Aber selbstverständlich«, antwortete ich bereitwillig, »man muß seinen Mitmenschen behilflich sein, wo man kann.«

Damit setzte ich mich ans Lenkrad, schaltete den Rückwärtsgang ein und begann vorsichtig zu reversieren.

»Halt, halt!« rief Wechsler. »Was soll das? Steigen Sie anständig aufs Gas, sonst machen Sie höchstens 60 Pfund!«

Ich nahm mich zusammen und rammte mit voller Wucht seinen Kotflügel. Es klang durchaus zufriedenstellend.

»In Ordnung?« fragte ich.

Wechsler wiegte bedächtig den Kopf: »Nicht schlecht. Aber mehr als 600 Pfund sind da nicht drin. Früher einmal, als der Selbstbehalt nur 110 Pfund betrug, genügte ein anständig zertrümmerter Kotflügel. Heute muß man praktisch den ganzen Wagen demolieren, um überhaupt etwas zu erreichen. Wären Sie so freundlich, meine Türe einzudrücken?«

»Gerne.«

Nach Abschätzung der Distanz startete ich einen Flankenangriff mit Vollgas. Meine hintere Stoßstange schien dafür wie geschaffen. Es gab einen dumpfen Knall, Glassplitter flogen umher, Wechslers Türe fiel aus den Angeln – wirklich, es ist etwas Erhebendes um die

Solidarität der Autofahrer.

»Soll ich noch einmal?«

»Danke«, sagte er. »Das genügt. Mehr brauche ich nicht.«

Seine Ablehnung enttäuschte mich ein wenig, aber schließlich war er der Schadennehmer. Ich stieg aus und betrachtete die von mir geleistete Arbeit. Sie konnte sich sehen lassen. Nicht nur die Türe, die ganze Längsseite des Wagens war verwüstet. Das würde eine saftige Reparatur erfordern!

Als ich zu meinem Wagen zurückkehrte, mußte ich feststellen, daß meine eigene Stoßstange wesentliche Krümmungen aufwies.

»Typisch für einen Anfänger«, bemerkte Dr. Wechsler mitleidig. »Sie dürfen nie in schrägem Winkel auffahren, merken Sie sich das für die Zukunft. Die Stoßstange wird Sie leider nicht mehr als 50 Pfund kosten ... Warten Sie. Ich verschaffe Ihnen noch 400 Pfund.«

Dr. Wechsler brachte seinen Straßenkreuzer in Position und steuerte ihn gefühlvoll gegen meine linke Seitentüre.

»Und jetzt bekommen Sie von mir noch einen neuen Scheinwerfer.«

Er machte es genau richtig: mit einem Mindestmaß an Einsatz ein Höchstmaß an Wirkung.

»Nichts zu danken«, wehrte er ab. »Gehen Sie morgen zu Max – hier seine Adresse – und grüßen Sie ihn von mir. Sie werden keinen Pfennig zu zahlen haben.«

Ungeahnte Perspektiven öffneten sich vor meinem geistigen Auge. Oder war es nur die Zerstörungswut aus lang zurückliegenden Kindertagen, die mich überkam? Ich schlug Wechsler vor, jetzt gleich, an Ort und Stelle, einen Frontalzusammenstoß unserer Kraftfahrzeuge zu ver-

anstalten, aber er winkte ab: »Nicht übertreiben, lieber Freund. So etwas kann leicht zur Gewohnheit werden. Jetzt lassen Sie erst einmal die Versicherung zahlen. Dann können Sie überlegen, was Sie weiter machen wollen.«

Wir verabschiedeten uns mit einem kräftigen Händedruck. Wechsler ging zu Max und ich zu einem Autohändler, um einen neuen Wagen zu kaufen.

## ***Nur keine Rechtsbeugung!***

Der Fachmann, der dem diensthabenden Ehemann von der Hochzeit bis zur Scheidung die Treue hält, ist zweifellos der Anwalt. Es ist ratsam, ohne ihn keinen Schritt zu tun. Diese Erkenntnis bestätigte sich von neuem, als kürzlich vor unserer Wohnungstür eine Gestalt auftauchte und alsbald die unverkennbaren Umrisse eines Polizisten annahm.

Er händigte mir eine Vorladung aus, derzufolge ich mich am nächsten Morgen um acht Uhr auf der nächsten Polizeistation einzufinden hatte.

Die beste Ehefrau von allen betrachtete die Vorladung und erbleichte. »Warum laden sie dich so dringend vor?« fragte sie. »Was hast du angestellt?«

»Nichts«, antwortete ich.

Meine Frau streifte mich mit einem prüfenden Blick.

»Du solltest nicht allein hingehen. Nimm einen Anwalt mit.«

»Wozu?«

»Frag nicht so dumm. Damit du jemanden bei dir hast, wofern du in Schwierigkeiten kommst.«

Die Tatsache, daß die beste Ehefrau von allen zum erstenmal in ihrem Leben das Wort »wofern« gebrauchte, übte eine zutiefst demoralisierende Wirkung auf mich aus. Noch am Nachmittag setzte ich mich mit Dr. Jonathan Shay-Sheinkrager in Verbindung, dem weithin bekannten Juristen, der als einer der gefinkeltsten Rechtsanwälte unseres Landes gilt. Shay-Sheinkrager ließ sich den Fall in allen Details vortragen, überlegte eine Weile und erklärte sich sodann bereit, meine Verteidigung zu übernehmen.

Ich unterzeichnete die nötigen Papiere, die sofort in Kraft traten, und ging erleichtert nach Hause.

Am nächsten Morgen verabschiedete ich mich schweren Herzens von der besten Ehefrau von allen und begab mich in Begleitung meines Rechtsanwaltes zur Polizeistation. Der wachhabende Polizeisergeant, ein schnurrbärtiger junger Mann, empfing uns freundlich.

Er überflog die Vorladung, die Shay-Sheinkrager ihm einhändigte, griff ohne viel Federlesens in eine Schublade und zog die Aktentasche heraus, die ich vor ein paar Wochen verloren hatte.

»Wir haben Ihre Aktentasche gefunden, Herr Kishon«, sagte er mit gewinnendem Lächeln.

»Hier ist sie.«

»Danke vielmals. Ich weiß Ihre Mühe zu schätzen.«

Damit griff ich nach der Aktentasche und schickte mich wohlgelaunt zum Verlassen des Lokals an.

Ich hatte die Rechnung ohne meinen Anwalt gemacht.

»Sehr rührend«, sagte Shay-Sheinkrager, und seine Lippen kräuselten sich sarkastisch. »Aber darf ich Sie, Herr Inspektor, fragen, woher Sie wissen, daß es sich um die Aktentasche meines Klienten handelt?«

Der Sergeant grinste gutmütig: »Wir haben in der Aktentasche eine Wäschereirechnung auf den Namen dieses Herrn gefunden.«

»Und es ist Ihnen kein Gedanke gekommen«, fuhr Shay-Sheinkrager fort, »daß die Aktentasche Eigentum der Wäscherei sein könnte?«

»Aber sie gehört mir«, versicherte ich meinem Anwalt. »Ich habe sie an den Joghurtflecken auf der rechten Seite sofort erkannt.«

»Bitte enthalten Sie sich jeder Einmischung in ein

schwebendes Verfahren«, wies Shay-Sheinkrager mich zurecht.

»Herr Inspektor, ich bitte um die Ausfertigung eines Protokolls!«

»Was heißt da Protokoll? Nehmen Sie die Aktentasche und gehen Sie.«

»Wir sollten wirklich gehen«, stimmte ich ein.

»Hier haben wir nichts mehr zu tun.«

Mein Anwalt trat ans Fenster, verschränkte die Hände hinterm Rücken und sah hinaus. Nach ungefähr einer Minute drehte er sich um: »Ich werde Ihnen sagen, was wir hier noch zu tun haben, meine Herren. Wir haben den Inhalt der Aktentasche zu überprüfen.«

Schweigen. Shay-Sheinkrager hatte natürlich recht. Zu dumm, daß mir das nicht von selbst eingefallen war. Da zeigte sich wieder einmal der Unterschied zwischen einem Laien und einem geschulten Kenner der Materie. »Dann machen wir sie eben auf«, seufzte der Sergeant und griff nach der Aktentasche.

»Ich protestiere!« Wie ein Tiger fuhr Shay-Sheinkrager dazwischen. »Das strittige Objekt muß unbedingt in Anwesenheit eines offiziellen Zeugen geöffnet werden.«

Mit einem deutlich sichtbaren Aufwand an Selbstbeherrschung zwirbelte der Sergeant seinen Schnurrbart und ging einen Kollegen holen. Als die beiden eintraten, lag leichte Zornesröte über ihren Gesichtern.

»Herr Kishon«, ließ sich mein Anwalt vernehmen, »wollen Sie jetzt bitte eine Liste der Gegenstände anfertigen, die, soweit Sie sich erinnern können, den Inhalt dieser Aktentasche bilden.«

»Gerne«, antwortete ich. »Aber ich kann mich nicht erinnern.«

»Um so besser«, sagte der Sergeant und traf neuerdings Anstalten, die Aktentasche zu öffnen. Aber mein Anwalt hinderte ihn daran.

»Das Eingeständnis meines Klienten, den Inhalt der Aktentasche nicht rekonstruieren zu können, darf amtlicherseits nicht dahin verstanden werden, daß die Aktentasche zur Zeit ihres Verlustes keinerlei Wertgegenstände enthalten hätte.«

Die Blicke, mit denen die beiden Sergeanten ihn daraufhin ansahen, ließen sich auch bei äußerster Nachsicht nicht mehr als »liebervoll« bezeichnen. Shay-Sheinkrager schien dergleichen gewohnt zu sein. Ungerührt zog er mich zur Seite:

»Bitte sprechen Sie von jetzt an kein Wort, ohne mich vorher zu fragen«, schärfte er mir ein. »Von jetzt an liegt die Sache in meinen Händen!«

Dann begann er in trockenem, aber höchst lichtvollem Fachjargon das Protokoll zu diktieren:

»Auf Grund einer freiwillig gemachten Aussage meines Klienten, und ohne seine Rechte als einziger gesetzlicher Eigentümer des strittigen Fundobjektes im mindesten zu präjudizieren, wird hiermit festgestellt, daß mein Klient infolge einer Erinnerungslücke außerstande ist, verbindliche Angaben über den Inhalt der in Rede stehenden Aktentasche zu machen, die sich zur Zeit der Ausfertigung dieses Protokolls auf der das Protokoll ausfertigenden Polizeistation befindet, deren diensthabendes Organ die in Rede stehende, vor einer bestimmten Anzahl von Tagen aufgefundene Aktentasche nach bestem Wissen und Gewissen als Eigentum meines Klienten bezeichnet und –«

»Einen Augenblick«, unterbrach der Sergeant und stand auf, um aus dem Nebenzimmer einen Oberinspektor herbeizuholen.

Noch ehe der Oberinspektor seine Übellaune in Worten äußern konnte, hatte sich Shay-Sheinkrager ihm vorgestellt und bat ihn, diese mißliche Angelegenheit fair und objektiv zu behandeln. Dann wandte er sich nochmals an mich: »Ich muß Sie pflichtgemäß darüber belehren, daß von jetzt an jedes Ihrer Worte gegen Sie ausgenützt werden kann.«

Ich fragte ihn, ob ich vereidigt werden müßte, aber er beruhigte mich: so weit wären wir noch nicht.

Nachdem alle Anwesenden das Protokoll unterzeichnet hatten, erklärte Shay-Sheinkrager laut und langsam: »Mein Klient erhebt keine Einwände gegen die Öffnung des strittigen Fundobjekts.«

Der Oberinspektor steckte die Hand in die Aktentasche und zog einen Bleistift heraus.

»Herr Kishon«, fragte mein Anwalt, wobei er jede Silbe scharf betonte, »ist das Ihr Bleistift?«

Ich sah mir den Bleistift an. Er war kurz und abgenützt, ein ganz gewöhnlicher Bleistift.

»Wie soll ich das heute noch wissen?« fragte ich.  
»Beschwören kann ich's nicht.«

In Shay-Sheinkragers Augen glomm ein heiliges Feuer: »Meine Herren, jetzt kommt alles darauf an, kühlen Kopf zu bewahren. – Herr Kishon! Sind Sie ganz sicher, daß Sie dieses Schreibinstrument nicht als Bestandteil der von Ihnen ständig gebrauchten Schreibutensilien agnoszieren können?«

»Ich habe Ihnen doch schon gesagt, daß ich das nicht kann.«

»Dann verlange ich die sofortige Vorladung des Bezirkskommandanten!«

»Des Bezirkskommandanten?« schnaubte der Ober-

inspektor. »Und warum, wenn ich fragen darf?«

Er durfte fragen. Jede Frage war meinem Anwalt willkommen, weil er auf jede Frage eine Antwort hatte. Diesmal lautete sie: »Herr Oberinspektor! Wenn der sogenannte ›ehrliche Finder‹ einen nicht meinem Klienten gehörenden Bleistift in diese Aktentasche hineinpraktiziert hat, kann er ebensogut ein anderes und möglicherweise wertvolleres Objekt aus dieser Aktentasche entfernt haben.«

Nach einer Weile erschien der Bezirkskommandant und prallte bereits in der Tür entsetzt zurück: »Um Gottes willen! Sie hier, Shay-Sheinkrager? Schon wieder? Das darf nicht wahr sein!«

Auch jetzt ließ mein Anwalt sich im gleichmütigen Auf- und Abgehen nicht stören. Nach einer Weile pflanzte er sich vor dem Bezirkskommandanten auf. Seine Stimme bebte vor Bedeutsamkeit: »Im Namen meines Klienten erstatte ich hiermit Anzeige gegen den Finder dieser Aktentasche, und zwar a) wegen widerrechtlichen Gebrauchs der meinem Klienten gehörigen Schreibutensilien, und b) wegen möglicher Entfernung von Gegenständen aus der gefundenen Aktentasche.«

»Soll das heißen«, fragte drohend der Bezirkskommandant, »daß Sie hier einen Diebstahl unterstellen?«

»Allerdings. Mein Klient glaubt mit ausreichender Sicherheit behaupten zu können, daß im Zusammenhang mit der ihm gehörigen Aktentasche ein Diebstahl unbestimmten Ausmaßes begangen wurde.«

»Na schön«, stöhnte der Bezirkskommandant.

»Wer hat diese verdammte Aktentasche gefunden?«

Unmutig kramte der Sergeant in seinen Papieren: »Der Verkehrspolizist vom Dienst. Vorgestern nachmittag.«

»Sie wollen einen Polizisten des Diebstahls beschuldigen?« fragte mich der Bezirkskommandant.

»Nicht antworten!« Shay-Sheinkrager war mit einem Satz bei mir und hielt mir den Mund zu.

»Sagen Sie kein Wort! Die Kerle wollen Ihnen einen Strick drehen. Ich kenne ihre Tricks. – Herr Bezirkskommandant«, fuhr er amtlich fort, »wir haben dem bereits Gesagten nichts mehr hinzuzufügen. Weitere Aussagen machen wir nur vor dem zuständigen Gerichtshof.«

»Wie Sie wünschen. Sie sind sich hoffentlich klar darüber, daß Sie soeben eine ehrenrührige Behauptung gegen einen Beamten des öffentlichen Dienstes vorgebracht haben?«

»Ich erhebe Einspruch«, brüllte Shay-Sheinkrager.

»Das grenzt an Erpressung.«

»Erpressung?« Auch die Stimme des Bezirkskommandanten steigerte sich zu imposanter Lautstärke. »Sie beleidigen einen uniformierten Polizisten im Dienst! Paragraph 18 des Strafgesetzbuches!«

»Einspruch! Ich beziehe mich auf Anhang 47 zur Verordnung über Pflichten und Rechte der öffentlichen Sicherheitsorgane, Gesetzblatt Nr. 317!«

»Darüber wird das zuständige Gericht entscheiden«, schnarrte der Bezirkskommandant und wandte sich an mich: »Im Namen des Gesetzes erkläre ich Sie für verhaftet.«

Shay-Sheinkrager begleitete mich bis an die Zellentür.

»Kopf hoch«, sagte er. »Man kann Ihnen nichts anhaben. Es gibt kein Beweismaterial gegen Sie. Wir werden das Alleinverschulden des Polizisten nachweisen und notfalls einen Haftbefehl gegen den Polizeiminister erwirken.

Dann soll er uns einmal erklären, warum der ›ehrliche Finder‹ nicht verhaftet wurde! Schlafen Sie gut. Ich verständige Ihre Frau.« Und er verabschiedete sich mit einem kräftigen, trostreichen Händedruck.

Es hilft nichts: der beste Freund eines einsamen Häftlings ist sein Anwalt. Ich durfte mich glücklich schätzen, einen so brillanten Kopf als Verteidiger zu haben. Vielleicht setzt er es sogar durch, daß ich gegen Kautions entlassen werde.

## ***Im Schweiß deines Angesichtes***

Vor drei Jahren erschien der Hausierer zum erstenmal in unserem Haus. Er kletterte alle Stiegen hinauf, läutete an allen Wohnungstüren und hob, wenn eine Tür sich öffnete, seinen kleinen Handkoffer ein wenig vom Boden ab:

»Seife? Rasierklingen?«

»Nein, danke«, lautete die regelmäßige Antwort.

»Zahnbürsten?«

»Danke, nein.«

»Kämme?«

»Nein!«

»Toilettenpapier?«

Wenn es so weit war, wurde die Tür gewöhnlich zugeschlagen.

Seither kommt der Hausierer ungefähr alle drei Wochen in unser Haus, läutet an den Türen, sagt sein Sprüchlein auf, wartet, bis die Tür zugeschlagen wird, und geht ab. Einmal, von einer jähen menschlichen Regung überwältigt, wollte ihm die beste Ehefrau von allen ein paar Münzen zustecken. Er wies sie entrüstet zurück, belehrte uns, daß er kein Bettler sei, und schlug die Tür zu.

Gestern läutete er wieder an: »Seife? Rasierklingen?«

Mich packte die Abenteuerlust: »Ja. Geben Sie mir eine Rasierklinge.«

»Zahnbürsten?« fragte er unbeirrt weiter.

»Ich wollte eine Rasierklinge haben.«

»Kämme?«

»Verstehen Sie nicht? Sie sollen mir eine Rasierklinge

geben!«

»Was?«

»Eine Rasierklinge!!«

Grenzenlose Verblüffung malte sich auf seinem Gesicht:

»Warum?«

»Eine neue Rasierklinge! Ich – will – von Ihnen – eine Rasierklinge – kaufen! Jetzt!«

»Toilette ...«, wimmerte der Hausierer. »Papier ...«

Ich riß ihm den Koffer aus der Hand und öffnete ihn. Der Koffer war leer. Vollkommen leer.

»Was – was heißt das?«

Seine Adern schwollen zornig an: »Was heißt das: was heißt das? Noch nie hat jemand etwas von mir gekauft. Keine Seife, keine Zahnbürsten, keine Rasierklingen, nichts. Wozu soll ich das ganze Zeug mit mir herumschleppen?«

»Ich verstehe«, lenkte ich mit besänftigender Stimme ein. »Aber warum steigen Sie denn dann die vielen Stiegen hinauf und läuten an jeder Tür?«

»Weil man sich irgendwie sein Brot verdienen muß, Herr!« sagte der Hausierer. Dann drehte er sich um und läutete nebenan bei Seelig.

## ***Hair***

Rein theoretisch kann natürlich ein Familienvater noch Haare auf dem Kopf haben. In diesem speziellen Fall ist eine ausgesuchte fachmännische Behandlung unerlässlich.

Der Friseurladen, in dem ich persönlich Stammkunde bin, zählt vielleicht nicht zu den luxuriösesten im Küstengebiet des Mittelmeeres, aber er hat alles, was man für einen erfolgreichen Haarschnitt braucht: drei Sessel, drei Waschbecken und ein kleines Glöckchen, welches klingelt, wenn man die Türe öffnet. Als ich dieses Glöckchen das erste Mal zum Klingeln brachte, empfing mich ein ältlicher Haarkünstler mit 98prozentiger Glatze, deutete auf einen der drei leeren Sessel und sagte: »Bitte sehr.«

Ich gab mich in seine Hände, nicht ohne ihm mitzuteilen, daß ich keinen richtigen Haarschnitt wünschte, sondern lediglich »Façon«, da die beste Ehefrau von allen es liebe, wenn ich mein Haar lang und seidig trage. Das nahm er mit verständnisvollem Nicken zur Kenntnis.

Fünfzehn Minuten später sah ich aus wie ein Rekrut am Beginn der Ausbildung. Die Füße des kahlen Figaro versanken bis zu den Knöcheln in meinen massakrierten Locken, und sein Gesicht strahlte vor Befriedigung über die geleistete Arbeit. Er ließ mich wissen, daß er nicht der Chef sei, strich das Trinkgeld ein und öffnete mir die Tür. Ich hegte keinen wirklichen Groll gegen ihn. Es war klar, daß er unter einem unwiderstehlichen psychologischen Zwang gehandelt hatte. Er hieß, auch das war klar, Grienspan.

Ungefähr zwei Monate später, als ich mein menschliches Aussehen halbwegs zurückgewonnen hatte, kam ich

wieder. Grienspan war mit einem anderen Kunden beschäftigt, aber sein neben ihm stehender Kollege, ein dürrer Mann mit dicken Brillengläsern, deutete auf einen leeren Sessel und sagte: »Bitte sehr.«

Ich war entschlossen, mich auf keine Experimente einzulassen und dem kahlköpfigen Grienspan treu zu bleiben. Da ich mit seinen Komplexen bereits vertraut war, konnte ich sie diesmal vielleicht neutralisieren.

»Vielen Dank«, beschied ich den Dürren, indem ich mich niederließ. »Ich warte auf Ihren Freund.«

Daraufhin stopfte mir der Dürre einen Frisierumhang in den Kragen und griff zur Schere.

Ich wiederholte, daß ich auf seinen Freund warten wollte.

»Jawohl«, nickte er und grinste sein freundlichstes Grinsen. »Jawohl, okay.«

»Er ist erst vorige Woche eingewandert«, erläuterte Grienspan. »Er spricht noch nicht Hebräisch.«

Mein Widerstand war im Augenblick gebrochen. Hier ging es darum, einem neuen Bürger des Landes die Wege zu ebnen, hier ging es um Schmelztiegel und Heimatgefühl, und ich wäre der letzte, der einen strebsamen Handwerker darunter leiden lassen wollte, daß er noch mit Sprachschwierigkeiten zu kämpfen hatte.

Ich überließ mich also dem Einwanderer und versuchte ihm unter Aufbietung meiner gesamtrumänischen Sprachkenntnisse klarzumachen, daß meine Frau an mir besonders meine schönen Haare liebt, weshalb ich es gern nicht zu kurz trage. Hier, so bedeutete ich ihm mit unmißverständlichen Gebärden, sollte er nur eine Kleinigkeit wegschnipseln, hier eine noch kleinere, und hier überhaupt nichts. Dabei sprach ich so langsam, wie jemand, der nicht Rumänisch kann, rumänisch spricht.

Der Immigrant hörte mir aufmerksam zu, denn er kam aus Polen. Infolge dieses geographischen Irrtums verwandelte er mich in einen stoppelhaarigen Matrosen, verpaßte er mir eine völlig überflüssige Shampoo-Massage und entleerte eine halbe Flasche Kölnischwasser auf mich. Von einem Normalfriseur hätte ich mir so etwas nie gefallen lassen. Aber Taddeusz, wie gesagt, war erst seit einer Woche im Lande und hätte jede Mißfallensäußerung von meiner Seite mit Recht als feindseliges, unjüdisches Verhalten empfunden.

Die dritte Runde, abermals einige Wochen später, startete verheißungsvoll. Als ich eintrat, war der Neueinwanderer damit beschäftigt, die Barthaare eines anonymen Patriarchen zu stutzen, während Grienspan, der verlässliche Glatzkopf, vollkommen frei daneben stand. Schon hatte ich mich in seinen Sessel gesetzt, als Grienspan sich unvermittelt seines weißen Kittels entledigte und »Schluß für heute« sagte. Er wurde, wie ich im Spiegel sah, durch einen mir bisher unbekannten Dritten ersetzt, einen jungen Orientalen, der auf den Namen Schabbataj hörte.

»Was ist gefällig?« fragte er in gutturalem Hebräisch.  
»Ein Haarschnitt, der Herr?«

Ich befand mich in einer zwiespältigen Lage. Eigentlich hätte ich den Einwanderer Taddeusz vorgezogen, der sich ja schon als schweigsamer Handwerker bewährt hatte, und Schweigsamkeit ist eine von mir sehr geschätzte Eigenschaft. Andererseits hätte mein Beharren auf seine Dienste sehr leicht als Vorurteil gegen die orientalische Bevölkerungsgruppe unseres Landes wirken können, und nichts lag mir ferner. Grienspan, den ich in der Hoffnung auf einen Vermittlungsvorschlag flehend ansah, vertiefte sich in die Lektüre der Abendzeitung. Ich war allein auf mich gestellt.

»Ich trage mein Haar eher lang«, informierte ich Schabbataj. »Tun Sie Ihr Bestes.«

»In Ordnung, Boß, ich verstehe, Ihr Wunsch ist mir Befehl«, sprudelte Schabbataj, und sein Redefluß versiegte auch während der Behandlung nicht. Doch siehe da: nachdem ich über seinen Lebenslauf und über die wichtigsten Phasen der Geschichte Marokkos unterrichtet war, hatte er mehr Haar auf meinem Haupt gelassen als irgendeiner seiner Vorgänger in den letzten Jahren. Es war, alles in allem, eine angenehme Überraschung.

Anfang April kam ich wieder und fand mich einer Situation ausgesetzt, die ich sofort als höchst gefährlich durchschaute: Grienspan war intensiv mit der Lockenpracht eines jugendlichen Avantgardisten beschäftigt, und ebenso intensiv lagen Taddeusz und Schabbataj auf Auslug nach einem Opfer. Tatsächlich deuteten sie beide gleichzeitig auf ihre leeren Sessel und ließen im Duett ihr »Bitte sehr« hören.

Mit einem derart gordischen Knoten hatte ich es noch nie im Leben zu tun gehabt. Vom humanistischen Standpunkt aus gab es hier überhaupt keine Lösung. Wen immer ich wählte – dem andern bliebe nichts übrig als der Selbstmord.

Nun, einer von beiden mußte es sein, oder eigentlich werden. Es wurde Schabbataj.

Kaum saß ich in seinem Sessel, als ich meine Wahl auch schon bitter bereute. Taddeusz krümmte sich wie unter der Einwirkung eines elektrischen Schocks, obwohl er vermutlich gar nicht wußte, was das war. Mit kleinen, schlurfenden Schritten zog er sich in den Hintergrund des Gewölbes zurück, von wo alsbald ein leises Schluchzen erklang. Ich tat, als hörte ich nichts. Aber vor meinen geschlossenen Augen erstand die Vision von der

Heimkehr des Taddeusz, und es umringten ihn seine Kinder und fragten: »Papo, dlazsego placzesz?«

Und es antwortete ihnen Taddeusz: »Er hat den Andern gewählt ...«

Im übrigen schien auch Schabbataj unter der von mir so brutal herbeigeführten Entscheidung zu leiden. Er schnitt mein Haar, wie Taddeusz es geschnitten hätte: stoppelkurz.

Diesen tragischen Zwischenfall galt es möglichst bald wiedergutzumachen. Möglichst bald war allerdings sehr lange, weil ich warten mußte, bis mein Haar nachgewachsen war, damit ich Taddeusz für die ausgestandene Unbill entschädigen könnte.

Als ich den Zeitpunkt endlich gekommen sah, machte ich mich auf den Weg. Mein Schlachtplan war wohlberechnet. Ich ging so lange vor dem Laden auf und ab, bis ich sicher sein konnte, daß Taddeusz als einziger frei war. In diesem Augenblick stürzte ich hinein und direkt auf den Sessel des Einwanderers zu – aber ein bärtiger Gnom, den ich von außen unmöglich hatte sehen können, kam mir zuvor und schnappte mir den Polen weg.

Schabbataj schärfte sein Rasiermesser an dem hierfür bestimmten Lederriemen mit grausamer Langsamkeit und behielt mich dabei ständig im Auge. Nicht so Taddeusz, der meinen Blicken auswich, als fürchtete er eine neuerliche Erniedrigung. Grienspan tat, als ginge ihn das alles nichts an.

So saß ich auf der Wartebank, mit angehaltenem Atem und angespanntem Nervensystem. Wer würde als erster fertig sein, Schabbataj oder Taddeusz? Sollte Schabbataj mich gewinnen, so wäre es das Ende meines eingewanderten Bruders aus Polen, daran gab es keinen Zweifel. Angeblich lebte im Katharinen-Kloster auf dem

Berge Sinai ein Mönch, der früher einmal ein erfolgreicher Friseur gewesen war ...

Um Haaresbreite – und das ist in diesem Fall wörtlich zu verstehen – kam Marokko zuerst ans Ziel. Dem Gnom in Taddeusz' Sessel fehlte noch die Beseitigung einiger Flaumhaare zum Ende der Prozedur, als Schabbataj seine Kundschaft abzubürsten begann. Dann wandte er sich zu mir und deutete auf den leeren Sessel: »Bitte sehr.«

Ich nahm alle meine Kraft zusammen: »Danke«, sagte ich. »Ich warte auf Ihren Kollegen.«

Auf dem Antlitz des ehemaligen Polen erschien ein leuchtendes, glückseliges Lächeln. Schabbataj taumelte und mußte sich an seinem Sessel festhalten.

»Aber warum ...«, flüsterte er mit ersterbender Stimme. »Ich bin doch fertig ... was habe ich Ihnen getan ... warum ...«

In diesem Augenblick entließ Taddeusz seinen Gnom, staubte ihn ab und geleitete ihn hinaus. Wir waren allein.

Noch nie zuvor hatte ich so klar erkannt, daß der Mensch ein Spielball in der Hand des Schicksals ist. Es erschien mir durchaus vorstellbar, daß dies alles mit Mord und Totschlag enden könnte, ohne irgend jemandes Verschulden, ganz wie in der griechischen Tragödie. Unerträgliche Spannung lag im Raum. Die Lippen des Neueinwanderers bewegten sich in lautlosen Konvulsionen. Auch seine Nase bebte. Täte ich jetzt nur den kleinsten Schritt zu Schabbataj hin – kein Zweifel: Taddeusz würde zusammenbrechen.

Schabbataj hielt seine brennenden orientalischen Augen regungslos auf mich gerichtet. Das Rasiermesser zitterte in seiner Hand.

Grienspan hatte uns den Rücken gekehrt und zählte den Inhalt der Kassa, aber seine Gleichgültigkeit war nur

gespielt: plötzlich wandte er sich um und streifte mich mit einem waidwunden Blick, ehe er die Tätigkeit des scheinbaren Geldzählens wiederaufnahm. Er liebte mich und wollte es bloß nicht allzu deutlich zeigen.

»Bitte«, sagte ich mit heiserer Stimme, »entscheiden Sie selbst. Ich kann nicht ...«

Niemand rührte sich. Drei Augenpaare starteten mich an, und jedes von ihnen schien zu sagen: »Nimm mich ... mich mußt du nehmen ...«

Vielleicht ließ sich ein Kompromiß finden, vielleicht könnten die drei mir abwechselnd die Haare schneiden, oder wir spielen Russisches Roulette, einer gewinnt, und die beiden anderen erschießen sich ... wenn nur diese gräßliche, grauenhafte Stille nicht länger anhält ...

Zwanzig Minuten mochten vergangen sein oder auch eine halbe Stunde. Taddeusz weinte.

»Also«, flüsterte ich. »Könnt ihr euch nicht entscheiden?«

»Uns ist es gleichgültig, Herr«, stieß Schabbataj hervor. »Sie haben zu wählen ...«

Und die drei Augenpaare starteten mich weiter an.

Ich trat vor den Spiegel und fuhr mit der Hand durch mein schlohweißes Haar. In dieser halben Stunde war ich um Jahre gealtert. Und eine Lösung war noch immer nicht abzusehen.

Ohne ein Wort zu äußern, verließ ich den Laden. Ich habe ihn seither nie wieder aufgesucht. Ich lasse mein Haar wachsen, lang, länger, im Hippie-Stil.

Wäre es möglich, daß dieser Stil in einem Friseurladen mit drei Frisuren geboren wurde?

## ***Goldstein, kehre zurück, alles vergeben***

Fachleute wollen mit Fingerspitzengefühl behandelt werden. Das trifft vor allem für die Illusionisten aus der Zunft der Handwerker zu, die hoch über allen auf einer Leiter ihre Kunst vorführen.

Die Frage, wer Schlomo Goldstein aufgefordert hat, unser Schlafzimmer neu zu tünchen, ruft in unserer Familie immer noch stürmische Diskussionen hervor. Die beste Ehefrau von allen behauptet, ich hätte ihr wegen der Flecken an der Decke das Leben zur Hölle gemacht. Ich meinerseits erinnere mich nur an ihren wenig abwechslungsreichen Ausruf: »Schau dir die Wände an! Bitte schau dir die Wände an!«

Wie immer dem sei – eines Morgens erspähte sie vor der Tür unseres Wohnungsnachbarn Seelig zwei Zimmermaler mit Leitern und Eimern, schlich sich sofort an sie heran und lud sie in unser Schlafzimmer ein. Die beiden, Schlomo Goldstein und sein Gehilfe Mahmud, sagten ja, sie würden kommen, Donnerstag um halb acht in der Früh, wenn's recht ist. Die Frage der Bezahlung blieb zunächst offen; es wurde lediglich ein Vorschuß in der Höhe von 200 Pfund zur Auszahlung gebracht.

Am Donnerstag kamen sie überpünktlich um 7 Uhr 10. Mahmud verhüllte unsere Möbel sorgfältig mit ausländischen Zeitungen, für den Fußboden verwendete er die ›Jerusalem Post‹. Als nächstes stellten sie eine buntfarbene Holzleiter auf, banden sich Taschentücher vor den Mund, gegen den Staub, kratzten drei Wände und die halbe Decke ab und verschwanden.

Es verschwanden allerdings nur Goldstein und Mahmud, nicht die Leiter, nicht die Zeitungen und nicht der Staub unter unseren Füßen. Anfangs dachten wir, daß die beiden Raumpfleger nur weggegangen wären, um Farbe oder etwas Ähnliches zu kaufen, aber nach drei Tagen wurden wir doch ein wenig nervös. Es ist schwer, in einem mit Zeitungspapier tapezierten Zimmer zu schlafen und beim Aufstehen sofort in knöcheltiefem Staub zu versinken, den wir nämlich auf Goldsteins ausdrückliche Anordnung nicht wegkehren durften, weil er – der Sand, nicht Goldstein – einen natürlichen Schutz gegen herab-tropfende Farbe darstellt. Aber es tropfte keine Farbe, und es war kein Goldstein zu sehen.

»Und er hat einen so soliden Eindruck gemacht ...«, die beste Ehefrau von allen schüttelte den staubigen Kopf.  
»Ich hätte ihm das niemals zugetraut.«

Sie ging zu den Seeligs hinüber und fand deren Wohnung in gleichem Zustand wie die unsere: verwaiste Leitern, vereinsamte Eimer, viel Staub und weder Goldstein noch Mahmud. Die beiden hatten auch bei Seeligs nur einen halben Tag gearbeitet, und Mahmud hatte sein bevorstehendes Verschwinden vorsorglich durch die Anfrage getarnt, ob er am Morgen immer ein Glas Milch haben könnte, er sei daran gewöhnt und danke im voraus. Seither fehlte von ihm und Goldstein jede Spur.

Die Seeligs ihrerseits besuchten letzten Samstag die mit ihnen befreundete Familie Friedländer in Ramat-Gan und wurden gleich beim Eingang von einer alleinstehenden Leiter begrüßt. Sie ersetzte die Aufschrift »Goldstein war hier«. Allem Anschein nach hatte er seine dortige Arbeit unmittelbar nach seinem Abgang von uns aufgenommen. Einige Tage später erschien Mahmud mit der Mitteilung, daß ihre beiden Frauen, Goldsteins und die seine, sich im Krankenhaus befänden. Das war das letzte, was man von

ihnen sah.

»Ephraim«, erklärte die beste Ehefrau von allen, »wir haben es mit zwei Verrückten zu tun.«

Es mußte eine sonderbare Verrücktheit sein, eine Art Sprachfehler vielleicht: die beiden konnten nicht nein sagen. Nachforschungen in unserer näheren Umgebung ergaben nicht weniger als acht Goldstern-Mahmud-Spuren. Die beiden emsigen Handwerker nahmen ganz einfach jeden Auftrag an, erschienen überall pünktlich, stellten ihre Leiter hin, schabten hier ein wenig Material ab, klatschten dort ein wenig Material an und machten sich auf die Suche nach neuen Jagdgründen. Eine Familie im nächsten Häuserblock hatte drei Monate in einer Wüstenei von Farbtöpfen und Mörtel gelebt, ehe Goldstein eines Abends plötzlich auftauchte, die Wände betastete, mit dem Ausruf: »Trocken!« einen anderen Arbeitskittel anzog und für weitere sechs Monate verschwand. Er hat viele Kunden, Schlomo Goldstein. Eine Adresse läßt er niemals zurück. Er gehört zu jenem Typus, der immer sagt: »Nein, Sie brauchen mich nicht anzurufen, ich rufe Sie an.« Mahmud sagt gar nichts und glotzt stumm vor sich hin, während er die Farbe umrührt und Zigarettenstummel raucht.

Die beiden beherrschen ihr Handwerk, daran besteht kein Zweifel. Niemand ist so gut wie Goldstein, vorausgesetzt, daß er kommt. Seine Spezialität sind Türen und Schwellen. Leider pflegt er die Türen zum Trocknen immer über zwei Stühle zu legen, aber man kann ja schließlich auf ihnen sitzen, sobald sie getrocknet sind.

Zahlreiche Goldstein-Kunden speisen seit Monaten auf horizontalen Türen.

Vor ein paar Tagen besuchten wir die Spiegels. Sie hatten für die Ecke ihres Salons ein sehr geschmackvolles

Leiter- und Eimer-Arrangement gefunden, das ein wenig an Pop-Art erinnerte.

Natürlich sprachen wir über die Welt des Schlomo Goldstein und einigten uns darauf, daß er ein netter, freundlicher Zeitgenosse sei. Ein wenig müde, nicht? Das schon, aber er ist ja auch ständig unterwegs. Wie bewegt er sich eigentlich? Womit? Wann? Niemand hat ihn je unterwegs gesehen. Er ist plötzlich da, komplett mit Leiter und Mahmud.

»Vielleicht lebt er in einem Wohnwagen«, erwog Friedländer. »Das macht ihn so beweglich.«

Ein von Goldstein Aufgesuchter und wieder Verlassener war einmal von der Polizei aufgefordert worden, ihn zu Identifizierungszwecken zu beschreiben, und mußte ablehnen. Er konnte sich nur an das Taschentuch vor Goldsteins Mund erinnern und brachte ihn damit vorübergehend in den gänzlich ungerechtfertigten Verdacht, einen Raubüberfall geplant zu haben. Nichts liegt Goldstein ferner. Er erscheint zwar überfallsartig, aber er raubt nicht. Im Gegenteil, er läßt etwas zurück: Leitern, Eimer, Zeitungspapier.

Die Zahl der Goldstein-Opfer beträgt derzeit etwas über hundert. Wir haben uns zu einem Verein mit dem Titel »Die Ritter der Türtafelrunde« zusammengeschlossen. Unser Doyen ist ein angesehener Schriftsteller. Er wartet auf Goldsteins Wiederkunft bereits seit achtzehn Monaten, das geht aus dem Datum der bei ihm zurückgelassenen Zeitungen klar hervor.

Zu unseren Diskussionsthemen gehört u.a. die Frage, wovon Goldstein lebt und wo er so viele Leitern hernimmt.

Wir kamen überein, daß er einen Computer haben muß, sonst hätte er längst den Überblick verloren. Seinen

Lebensunterhalt bestreitet er von Vorschüssen.

Nachforschungen unseres Exekutivkomitees ergaben, daß Goldstein an einem für ihn typischen Arbeitsmorgen gleichzeitig in sieben Wohnungen erschienen war, eine davon im nördlichen Nazareth. Angeblich wurde auch Mahmud beim Ausheben einer Türe in Galiläa gesichtet, während er am Strand von Tel Aviv Ping-Pong spielte.

Da es der besten Ehefrau von allen und mir immer schwerer fiel, uns an ein Leben zwischen Eimern und alten Zeitungen zu gewöhnen, stellte ich in unserer letzten Vorstandssitzung den Antrag, Goldstein durch systematische Suchaktionen stellig zu machen. Unsere Mitglieder sollten miteinander ständig Kontakt halten, zum Teil durch Sprechfunkgeräte, und sobald Goldstein irgendwo aufkreuzte, würden wir ihn mit Suchhunden einkreisen. Friedländer, der über einen kräftigen Bariton verfügt, wurde mit dem Zuruf beauftragt:

»Sie sind umzingelt, Goldstein! Widerstand ist zwecklos! Ergeben Sie sich!«

In den anschließenden Verhandlungen wird Goldstein natürlich versuchen, sich durch die Zusage, morgen ganz bestimmt zu erscheinen, aus der Schlinge zu ziehen. Aber darauf gehen wir nicht ein. Wir schicken ihm einen Wagen mit Chauffeur. Goldstein windet sich. Er bietet uns Mahmud als Geisel an. Nichts da! Njet und abermals njet! Er braucht Terpentin? Wir werden es zu seiner Arbeitsstätte schaffen.

Am Abend bekommt er etwas zu essen und zwei Glas Milch, eines für Mahmud. Und übernachten muß er im Badezimmer ...

Träumereien. Leere Phantasmagorien. Wenn wir das Haus, in dem wir Goldstein entdeckt haben, endlich

stürmen, ist Goldstein verschwunden. Wahrscheinlich stellt er gerade an der Schwelle eines Wohnzimmers in Herzlia seine Leiter auf. Und Mahmud beginnt im Farbtopf zu rühren.

## ***Der hermetisch geschlossene Balkon***

Es ist nicht zu verhindern, daß man von Handwerkern eines Tages genug hat. Schließlich kann man sein Heim auch selbst ruinieren.

Die Vorarbeiten werden anstandslos von der Firma Fuchs & Co. durchgeführt, die der Öffentlichkeit unter dem Namen »Balkon-Fuchs« bestens bekannt ist und deren Wahlspruch »Fuchs schließt hermetisch« lautet. Fuchs kommt, nimmt Maß, geht ab und kommt nach einer Stunde mit einem kompletten, maßgerechten Schiebefenster zurück. Während er es einsetzt, wird Fuchs gefragt, ob das Fenster auch wirklich geeignet ist, den Regen abzuhalten.

»Selbstverständlich«, antwortet Fuchs hermetisch. »Ich habe alle nötigen Leisten eingesetzt.«

Hand in Hand mit Fuchs arbeitet ein Vertreter der Stadtverwaltung, der ihm jeden Tag zur Arbeit folgt und die gesetzwidrigen Balkonschließungen notiert. Wenn der Inspektor gegangen ist, kommt der Winter.

Ich persönlich habe nichts gegen den Winter, solange der Regen nicht aus südwestlicher Richtung herangepeitscht wird. Ist nämlich dies der Fall, dann verwandelt sich unser wasserdichter Balkon in einen künstlichen See. Erfrischende Feuchtigkeit legt sich über sämtliche Gegenstände, die sich in Friedenszeiten draußen angesammelt haben – Besen, Koffer, ausgediente Lampenschirme, Kisten mit Kartoffeln. Am dritten Tag wandern die Dunstschwaden bis in unser Zimmer hinein, und der Geist Gottes schwebt über den Wassern. Die beste Ehefrau

von allen und ich stehen mit Fetzen, Handtüchern, Tischtüchern, Bettüchern und sonstigen Tüchern zwischen der Türe und stemmen uns der Flut entgegen. Das tun wir zwei Tage lang. Dann ist es Zeit zum Schlafengehen.

Fuchs kommt auf Anruf, prüft die Lage mit erfahreinem Blick und gibt uns sein fachliches Urteil bekannt: »Es regnet herein«, sagt er. »Macht nichts. Bald wird es Sommer.«

Wie gesagt: in solchen Situationen pflegt der diensthabende Ehemann sein Schicksal in die eigenen Hände zu nehmen. Wenn die Blätter fallen und Fuchs versagt hat, arbeiten wir uns selbst aus der feuchten Verschlingung heraus. Als erstes beschließen wir, die Ritzen und Lücken zu verstopfen, durch die das erfrischende Naß auf uns herniedergeglichen ist. Wir holen einen Sessel, setzen einen Stuhl auf ihn drauf, steigen hinauf, fallen herunter, erheben uns, holen einen Tisch, stellen den Sessel darauf, ersteigen ihn abermals (die beste Ehefrau von allen stützt uns unterwärts) und suchen die Stelle, aus der es am heftigsten tropft.

Es gibt keine solche Stelle. Es gibt nur Tropfen.

Alle Verschlüsse schließen, alle Leisten sind perfekt eingepaßt, alles ist unter Glas und Kontrolle, nirgends die kleinste Lücke, durch die sich die kleinste Mücke einschleichen könnte. Trotzdem sammelt sich irgendwo oben das Wasser zu einem Tropfen und fällt – plopp! – alle vier Sekunden auf die Kartoffeln, die mit der Zeit die lieblichsten grünen Sprößlinge angesetzt haben. Woher der Tropfen kommt, läßt sich nicht entdecken. Er ist plötzlich da und tropft herunter.

Eine unserer Nachbarinnen behauptet, daß irgendwo in einem unserer Glasfenster Poren sein müssen, durch die Wasser eindringt.

Ich weise sie zur Ruhe. Wenn sie noch einmal so einen Unsinn spricht, stopfe ich ihr den Mund.

Der Gedanke, auf den ich da gekommen bin, ist gut, kein Zweifel. Man muß die möglichen Ritzen verstopfen. Aber womit? Wir haben kein Material im Haus, das sich zum Verstopfen eignet. Oder doch? Halt! Dieses abscheuliche Zeug, mit dem unser Jüngstes modelliert, Tiere, besonders Schlangen, oder sonstige Phantasieprodukte. Ton. Ton zum Modellieren.

Ich nehme etwas von der unappetitlichen, klebrigen roten Masse in die Hand, öffne mit der anderen Hand das Fenster und beginne, hopp heia bei Regen und Wind, den ganzen Fensterrahmen mit weichem Ton auszustopfen. Ich komme mir vor wie ein Matrose hoch oben auf dem Mast, unter mir die stürmische See, über mir der schwarze Himmel mit Donner und Blitz, aber ahoi!, das Werk ist vollbracht, und meine Augen glühen vor Befriedigung und Fieber.

Das Wasser tropft weiter.

Nun, das war ja von Anfang an klar, daß der Ton nur eine vorübergehende Lösung darstellt. Nach zehn Minuten hatte er sich so weit verhärtet, daß er auf die Straße hinunterfiel.

Am nächsten Morgen erstand die beste Ehefrau von allen ein angeblich für solche Zwecke besonders geeignetes Material, dessen Namen ich vergessen habe. Es war eine feucht-flüssige Masse, die wir mit unseren Schuhen in alle Zimmerecken beförderten, auch dorthin, wo beim besten Willen nichts heruntertropfen konnte. Nach einer kurzen Ruhepause wiederholten wir die Prozedur, dann legten wir uns zur Ruhe. Immerhin: Die Tropfstelle schien sich jetzt anderswo zu befinden.

Sie war offenbar vor unserem Eifer zurückgewichen. Immerhin.

Die Lösung, die wir uns am nächsten Tag in einem anderen hierfür einschlägigen Laden verschafften, hieß »Plastischer Zement«. Das ist ein wissenschaftlich geprüftes, mit offiziellen Gutachten versehenes, garantiert wasserdichtes Material, genau das Richtige für einen hermetisch abgeschlossenen Balkon. Man fertigt mehrere Lagen davon an und placiert je eine zwischen Rahmen und Glas, zwischen Glas und Leiste, kurzum: überall hin. Wenn das geschehen ist, kommt nirgends auch nur der kleinste Tropfen Wasser herein. Außer es regnet.

Der darauf folgende Zusammenbruch ist natürlich kein Zusammenbruch im herkömmlichen Sinn des Wortes, es ist eher ein Triumph des gesunden Menschenverstandes. Der Regen will zu uns? Er ist willkommen! Bitte einzutreten! Nur herein in die gute Stube! Wir stellen, wo immer Platz dafür ist, Töpfe und Pfannen auf und haben nach kurzer Zeit das Wasser gezähmt. Wir haben es sozusagen umzingelt. Der Balkon wird nicht mehr zum Stausee, es sei denn, nachdem die Töpfe und Pfannen sich gefüllt haben und überfließen. Dann nimmt man eben größere Töpfe und Pfannen, und dank einer pfiffigen Anordnung fließt das Wasser von den kleinen Töpfen in die größeren statt über die Lampenschirme.

Leider hat das System einen schwachen Punkt. Nach einiger Zeit sind nämlich auch die größeren Töpfe voll und fließen über. Dagegen kann man nichts tun.

In der Regel dauert es ungefähr eine Woche, ehe ein denkfähiger Ehemann zu einer endgültigen Lösung durchstößt. Im vorliegenden Fall bestand sie darin, daß die

Wohnung vom Balkon durch eine Türe getrennt war. Wenn man diese Türe schloß, sah man nicht mehr, was sich jenseits abspielte. Der Regen konnte hereinkommen oder draußen bleiben, ganz wie er wollte. Die Verbindung mit dem Balkon war abgeschnitten. Von jetzt an sollen die Töpfe, die Besen und die Kartoffeln selber zusehen, wie sie sich zurechtfinden.

Unser Balkon ist jedenfalls hermetisch abgeschlossen.

# **VON DER THEORETISCHEN MONOGAMIE ZUR PRAXIS DER POLYGAMIE**

## ***Die vollkommene Ehe***

Es scheint unvermeidlich, unter den Problemen des perfekten Ehemanns auch auf das Phänomen Ehe selbst zu stoßen, einen der populärsten Konversationsstoffe unserer Leistungsgesellschaft. Das jüngste Treffen mit unseren Freunden stand im Zeichen dieser Institution.

Wie das bei erwachsenen Menschen mit intellektueller Schlagseite üblich ist, zogen sich die Damen in eine entgegengesetzte Ecke des Salons zurück, und wir Männer blieben für den Rest des Abends unter uns. Der Bogen unserer Gesprächsthemen reichte von den Problemen der Einkommenssteuer über die jüngsten Wahlen bis zum achten Ehemann von Elizabeth Taylor. Hier hielten wir uns ein wenig länger auf, wahrscheinlich deshalb, weil die meisten Anwesenden ungefähr im gleichen Alter standen wie die glückliche Nummer acht.

»In einem gewissen Alter«, bemerkte unvermittelt Ingenieur Glick, »kommt man als Mann nicht länger um die Erkenntnis herum, daß die Institution der Ehe eine Katastrophe ist.«

Wie eine sofort durchgeführte demoskopische Umfrage ergab, sind 85 Prozent aller Ehen schlecht, 11 Prozent schlechthin unerträglich, 3 Prozent gehen gerade noch an und von einer weiß man's nicht.

Wäre es möglich, so fragten wir uns, daß die Schuld an diesen deprimierenden Ziffern bei uns Männern läge? Die Ansichten divergierten. Jemand erzählte von seinem Wohnungsnachbar, der seit 32 Jahren glücklich verheiratet sei, allerdings mit fünf Frauen hintereinander.

»Das ist keine Kunst.« Einer der bisher schweigsamen

Gäste namens Gustav Schlesinger meldete sich zu Wort. »Sich scheiden lassen und immer wieder eine andere heiraten – mit solchen Tricks kann man natürlich glücklich verheiratet sein. Aber nehmen Sie Clarisse und mich. Wir leben seit zwanzig Jahren miteinander in vollkommen harmonischer Ehe.«

Alle starrten den gutaussehenden, eleganten, an den Schläfen schon ein wenig ergrauten Sprecher an.

»Nicht als wäre Clarisse ein Himmelsgeschöpf«, fuhr er fort. »Oder als wären unsere Kinder keine ungezogenen Rangen. Nein, daran liegt es nicht. Sondern wir haben entdeckt, warum so viele Ehen auseinandergehen.«

»Warum? Was ist der Grund?« Von allen Seiten drangen die wißbegierigen Fragen auf ihn ein.

»Erklären Sie sich deutlicher! Was ist es, weshalb die meisten Ehen scheitern?«

»Es sind Kleinigkeiten, meine Herren. Es sind die kleinen Dinge des Alltags, die täglichen Reibereien, die zwei miteinander verbundenen Menschen das Leben zur Hölle machen. Lassen Sie mich einige Beispiele anführen.

Ich möchte schlafen gehen – meine Frau möchte noch lesen. Ich erwache am Morgen frisch und tatendurstig – meine Frau fühlt sich müde und wünscht noch zu schlafen. Ich lese beim Frühstück gerne die Zeitung – meine Frau würde es vorziehen, mit mir zu plaudern. Ich esse gerne Radieschen – sie kann keinen Lärm vertragen. Ich gehe gerne spazieren – sie hört gerne Musik. Ich erwarte einen dringenden geschäftlichen Anruf aus New York – sie plappert stundenlang mit einer Freundin über das Dienstbotenproblem. Ich lege Wert darauf –« An dieser Stelle wurde er von mehreren Gästen unterbrochen:

»Keine Details, bitte. Wir wissen, was Sie meinen. Sie sprechen zu erfahrenen Ehegatten. Was ist die Lösung des

Problems?«

»Die Lösung liegt im guten Willen der Beteiligten. Man muß die kleinen Gegensätzlichkeiten, wie sie sich unter Eheleuten zwangsläufig ergeben, im Geiste der Toleranz, der Güte, des wechselseitigen Verständnisses bewältigen. Ich erinnere mich eines Abends, als Clarisse den von unserm heimischen Fernsehen ausgestrahlten Tarzan-Film, ich hingegen im jordanischen Fernsehen die Darbietung der vermutlich auch Ihnen bekannten Bauchtänzerin Fatimah sehen wollte. Damals hätte es beinahe einen Krach gegeben. Aber dazu kam es nicht. Mitten in der Auseinandersetzung hielten wir plötzlich inne und begannen zu lachen. ›Warum‹, so fragten wir einander, ›warum sollte jeder von uns nur seine eigenen Handtücher haben? Warum machen wir von dieser Methode nicht auch bei anderen Anlässen Gebrauch?‹ Und am nächsten Tag kaufte ich ein zweites Fernsehgerät für Clarisse. Von da an waren alle Schwierigkeiten über die Frage, welches Programm wir einschalten wollten, endgültig vorbei.«

Gustav Schlesinger machte eine Pause.

»Ist das alles?« wurde er gefragt.

»Nein, das war erst der Anfang. Nach und nach setzte sich dieses dualistische Prinzip auch für die anderen Aspekte unseres Zusammenlebens durch. Ich abonnierte je zwei Exemplare der von uns bevorzugten Zeitungen und Zeitschriften, wir hatten zwei Transistoren zu Hause, zwei Filmkameras, zwei Kinder. Ich schenkte Clarisse einen Zweitwagen, um ihre Bewegungsfreiheit zu fördern, und wir vermauerten unseren Balkon, um für mich ein zweites Schlafzimmer daraus zu machen.«

»Aha!« Beinahe einstimmig brach der Kreis der Umstehenden in diesen Ruf aus. »Aha!«

»Kein Aha«, replizierte Schlesinger. »Im Gegenteil,

unsere eheliche Beziehung erklimmte einen neuen Gipfel, und der Erwerb eines zweiten Telefons beseitigte die letzte Möglichkeit einer Störung unserer Harmonie.«

»Aber all diese Dinge kosten doch eine Menge Geld?« lautete die jetzt an Schlesinger gerichtete Frage.

»Für eine glückliche Ehe darf kein Opfer zu groß sein. Mit etwas gutem Willen lassen sich auch die finanziellen Probleme bewältigen, die durch den guten Willen entstehen. So habe ich zum Beispiel ein Atelier im obersten Stockwerk unseres Hauses gemietet, obwohl ich dafür einen Bankkredit aufnehmen mußte.«

»Atelier? Was für ein Atelier?«

»Meines. Der umgebaute Balkon war zweifellos eine große Hilfe, aber es blieben immer noch ein paar kleine Reibungsflächen übrig. Etwa das gemeinsame Badezimmer. Oder unsere Kleiderablage. Oder unsere Gespräche. Als Clarisse in Erfahrung brachte, daß oben ein Atelier frei würde, war unser Entschluß sogleich gefaßt, und eine Woche später übersiedelte ich hinauf. Sie können sich nicht vorstellen, wie gut das unserer Ehe getan hat. Am Morgen brauchten wir einander nicht mehr mit gelangweilten Gesichtern gegenüberzusitzen, ich konnte Radieschen essen, soviel ich wollte, die Post wurde uns gesondert zugestellt –«

»Wie das?«

»Clarisse hatte wieder ihren Mädchennamen angenommen. Damit begann eine der glücklichsten Perioden unserer Ehe. Aber nichts ist so gut, daß es sich nicht verbessern ließe. Nach wie vor mußte ich damit rechnen, meiner Frau im Stiegenhaus zu begegnen, wenn weder sie noch ich für ein solches Zusammentreffen in der richtigen psychologischen Verfassung wären. Auch der Lärm der Kinder könnte mich stören. Deshalb beschlossen

wir meine Übersiedlung ans andere Ende der Stadt.«

»Und das hatte keine nachteiligen Auswirkungen auf Ihr Eheleben?«

»Sie meinen ...«

»Ja.«

»Nun, schließlich gibt es ja noch Hotels. Auch im Kino begegneten wir einander dann und wann, oder auf der Straße. Bei jeder solchen Gelegenheit winkten wir einander freundlich zu. Und was die Hauptsache war: Es bestanden keine Spannungen mehr zwischen uns. Darüber waren wir für alle Zeiten hinaus. Der einzige vielleicht noch mögliche Streitpunkt hätte sich im Zusammenhang mit den Kindern ergeben können. Aber auch hier fanden wir einen Ausweg. Als ich meinen Wohnsitz nach Jerusalem verlegte, nahm ich meinen Buben mit mir, und das Mädchen blieb bei Clarisse. Ich kann Ihnen versichern, daß sich dieses Arrangement hervorragend bewährt hat.«

»Und Ihre Frau ist mit alledem zufrieden?«

»Sie ist entzückt. Die letzte Ansichtskarte, die sie mir im Sommer schrieb, war von echter Herzlichkeit getragen. Wir sind stolz, daß es uns gelungen ist, die Probleme unseres täglichen Zusammenlebens mit den Mitteln der Vernunft und des guten Willens aus der Welt zu schaffen. Deshalb möchte ich Ihnen einen Rat geben, meine Freunde: Bevor Sie mit der Idee einer Scheidung zu spielen beginnen, bevor Sie erwägen, aus dem Hafen der Ehe auszulaufen, oder an irgendeine andere mondäne Lösung denken, sollten Sie eine gemeinsame Anstrengung unternehmen, die kleinen, unwesentlichen Schwierigkeiten, mit denen Sie es zu tun haben, im gegenseitigen Einverständnis zu beseitigen. Dann werden Sie eine ebenso glückliche Ehe führen wie ich.«

Gustav Schlesinger lehnte sich in seinen Sessel zurück und bot sich nicht ohne Selbstgefälligkeit unseren neidischen Blicken dar.

»Trotzdem«, sagte Ingenieur Glick. »Ich bleibe dabei, daß es mit dem ehelichen Zusammenleben in unserer Zeit nicht mehr richtig funktioniert. Ihr Fall ist eine Ausnahme.«

## ***Massive Massage***

»Gibt es eine glückliche Ehe außerhalb der Ehe?«

Diese Frage stellt sich auch der vollkommenste Ehemann von Zeit zu Zeit. Ich, für meinen Teil, lese daher regelmäßig die Annoncen, die im »Kleinen Anzeiger« unserer Tageszeitungen unter der Chiffre »Körperpflege« oder »Verschiedenes« immer üppiger ins Kraut schießen. »Kraut« ist vielleicht kein passender Ausdruck, aber »üppig« kommt in manchen Texten ganz ausdrücklich vor. Zum Beispiel teilt mir eine »Exotin mit üppiger Oberweite« mit, daß sie meinen Anruf erwartet, oder es ist, im Gegenteil, »Marilyn, schlank, blond, langbeinig«, die sich mir als Masseuse empfiehlt. Vergebens denke ich darüber nach, inwieweit die Tatsache, daß Marilyn blond und nicht brünett ist, ihre Massage beeinflusst, und was die Oberweite einer Exotin mit ihrer Knet-Technik zu tun hat. Wie, frage ich mich, kommt das zu dem? Und warum hat man noch nie ein Inserat gelesen, in dem sich ein schlanker, sonnengebräunter Buchhalter um einen Posten bewirbt? Das Ganze ist also sehr geheimnisvoll. Was meint die vollschlanke Sandra, wenn sie mir »individuelle Behandlung in privater Atmosphäre« anbietet? Will sie damit sagen, daß sie, solange ich bei ihr bin, keinen anderen Rücken reiben wird? Und was heißt »privat«? Hatte sie etwa die Absicht, mich vor Zuschauern zu massieren? Die dunkelhäutige Schoschana hingegen, die mir »Halt! Überraschung!« zuruft – bläst sie ein Papiersäckchen auf, um es plötzlich dicht an meinem Ohr zu zerknallen? Oder macht sie mir eine Trillerpfeife zum Geschenk?

Noch tiefer beeindruckt mich die schmiegsame Lily, die

mich schon beim Frühstückskaffee wissen läßt, daß sie auch noch nach Mitternacht zu einer Spezialmassage bereit ist. Man muß sich vorstellen, wie diese humanitäre Bereitschaft sich in der Praxis auswirkt. Da erwacht man beispielsweise um drei Uhr früh mit Schmerzen im Genick, und während man sich ankleidet, beruhigt man die aufgestörte Gattin: »Das alte Rheuma, Liebling. Dieser verdammte Ventilator im Büro. Ich mach nur rasch einen Sprung zur schmiegsamen Lily. Schlaf ruhig weiter ...«

Früher oder später erhebt sich die Frage, wie eine echte Masseuse klarstellen soll, daß sie wirklich massiert. Vielleicht durch ein Inserat des folgenden Wortlauts: »Frau Selma Friedländer, Anfang 50, häßlich, Brillenträgerin, bietet Heilmassage ohne jede Überraschung.« Oder soll sie sich einen anderen Beruf suchen?

Man muß sich jedoch darüber klar sein, daß die Kunst der Massage schon am Anfang der Menschheitsgeschichte stand, daß schon Adam, sofort nachdem Eva seiner Rippe entsprungen war, sich auf die Suche nach einer Masseuse machte, um die schmerzhafteste Entsprungstelle ihren lindernden Händen anzuvertrauen. Mit anderen Worten: die Masseusen gehören zum ältesten Beruf der Welt, und es ist kein Wunder, daß sie sich gewerkschaftlich organisieren wollen.

Ich für meine Person habe allerdings nie verstanden, warum zwei erwachsene Menschen verschiedenen Geschlechts, wenn es sie drängt, von dieser Verschiedenheit Gebrauch zu machen, für die dazu nötige Zeitdauer nicht in aller Form heiraten und sich nach einer oder zwei Stunden nicht scheiden lassen sollten. Wem entstünde dadurch ein Schaden? Unsere hypokritische Gesellschaft gestattet jeder Frau, die ihre Seele dem Teufel oder einer politischen Partei verkauft, den Käufer je nach Höhe des Angebots zu wechseln. Aber wenn sie

ihren Körper verkaufen will, dann muß sie sich fürs ganze Leben binden. Auch die Klassenfrage spielt da mit hinein. Wenn Fräulein Oberweite mit einem Mann im Bett liegt, macht sie sich der Geheimprostitution schuldig. Wenn Jackie Onassis mit Gastritis ins Bett geht, macht sie Schlagzeilen. Madame Pompadour hat gar nicht gewußt, daß sie eine Masseuse war.

In jahrtausendelangem Kampf ist es dem Menschen gelungen, die Natur zu beherrschen – nur seine eigene nicht. Dem Trieb seiner Sinne, dem Drängen seiner Drüsen steht er machtlos gegenüber. Und was tut er infolgedessen? Er betätigt seine Macht am Punkt des schwächsten Widerstandes. Er sperrt die Masseusen ein. Fünfzig Prozent unserer Polizeikräfte veranstalten Razzien auf liebeshungrige Männer, die anderen fünfzig Prozent jagen den Mädchen nach, die jenen Hunger zu stillen bereit sind. Zweifellos ist das eine besonders reizvolle Abwechslung im täglichen Trott der Dienststunden.

Aber warum sollen nur die Massagesalons für die Heuchelei unserer Gesellschaft büßen? Warum kontrolliert man nicht auch die Garagen und Werkstätten, die in der Rubrik »Auto-Service« auf Kundenfang gehen? Wer weiß, vielleicht verbirgt sich das Laster auch hinter so harmlosen Inseraten wie: »Lassen Sie Ihren Wagen bei uns überholen! Sorgfältiger Service! Aufmerksame Bedienung! Kulante Preise!«

Klingt das nicht verdächtig nach individueller Behandlung, privater Atmosphäre und diskreter Oberweite?

## ***Türkische Früchte***

Von der Beschäftigung mit Massagesalons führt nur ein kleiner Schritt zu einer wichtigen gesellschaftspolitischen Frage, die eng mit den Anliegen der Frauenbewegung verknüpft ist. Mit anderen Worten: ich spreche vom Harem. Ehrlich gestanden, ich habe mit kaum bezähmbarer Ungeduld dem Augenblick entgegengefiebert, da ich selbst einmal einen Harem besuchen würde – wenigstens das, wenn ich schon keinen haben kann. In diesem Sommer war es soweit, ich bekam den Harem. Zu sehen. Es geschah, natürlich, in der Türkei.

Istanbul ist eine große Metropole, mit einer Einwohnerzahl, die ungefähr an die Israels heranreicht. Trotzdem hat niemand auch nur ein Wort über Istanbul verloren, bevor jemand einen Film über die Stadt drehte. Einen Thriller mit dem Titel »Topkapi«, in dem Peter Ustinov die Kronjuwelen zu stehlen hatte, wie Sie sich vielleicht noch erinnern werden. Kein Wunder, daß die beste Ehefrau von allen anläßlich unseres Aufenthaltes in dieser Stadt den dringenden Wunsch äußerte, den Ort des Geschehens zu besichtigen.

Wir mieteten uns einen Führer und begaben uns zum Topkapi, das man mittlerweile in ein Nationalmuseum verwandelt hat, und durchschritten offenen Mundes das Labyrinth herrlicher Paläste. Ich wage zu behaupten, daß bezüglich Pracht und Glanz nirgends etwas Vergleichbares zu finden sein dürfte – obwohl der heutige Kreml möglicherweise eine Ausnahme darstellt.

»Diese Räumlichkeiten sind wahrhaftige Schatzkästlein uralter Kultur und Zivilisation«, rezitierte der amtliche Führer. »Hier sind unbezahlbare Kunstgegenstände

zusammengetragen. Hier befinden sich die berühmte kaiserliche Bibliothek sowie die umfangreichste Miniaturen-Sammlung der ganzen Welt. Was möchten Sie zuerst sehen?»

»Den Harem«, antwortete ich.

Die beste Ehefrau von allen meinte etwas pikiert, ich wäre wie gewöhnlich gewöhnlich, aber der Führer wußte natürlich, von wem er nachher das Trinkgeld bekommen würde, und begab sich mit uns auf direktem Wege in den schönsten Gebäudeteil der aufwendigen Anlage.

Das gesamte Topkapi schien nur zum Zweck dieser einen Abteilung gebaut worden zu sein. Jeder Raum des Harems war ein Juwel für sich. Die weichen Lager mit den schwellenden Pfühlen wirkten auf mich umwerfend, ebenso die reich ausgestatteten Boudoirs, in denen die süßen Bienchen in Schuß gebracht wurden, wenn sie zur Schichtarbeit mußten.

»Hier, an dieser Stelle, pflegte der Sultan zu stehen«, sagte der Führer und deutete auf ein Fenster, »um die Frauen im Bade dort unten zu betrachten, wenn er sich die wählen wollte, die er gerade wählen wollte.«

Ich trat an das Fenster und dachte an dies und auch an das, bis die beste Ehefrau von allen mich aus meinen polygamourösen Wunschträumen weckte, um mir mitzuteilen, daß sie nunmehr die Mosaiken zu besichtigen wünsche. Ich entgegnete ihr, sie möge nicht so ungeduldig sein, zu Hause hätten wir Mosaisches genug, und überhaupt müßte ich erst die gesellschaftspolitische Bedeutung dieser Einrichtung in mich aufnehmen. Während ich vom Fenster aus zu dem antiken Swimmingpool hinunterschaute, der mit seinen riesigen Ausmaßen glatt für tausendundeine Dame gereicht haben mußte, überlegte ich mir, wie um alles in der Welt der

Sultan das Ganze wohl seiner Frau erklärt haben mochte.

»Abdul Hamid«, muß seine Frau eines Abends zu ihm gesagt haben, »dürfte ich wohl wissen, warum du die ganze Zeit an diesem Fenster stehst?«

»Wer, ich?« fragte der Sultan. »Ich sehe nur mal nach, wie das Wetter wird, Schatzi.«

»Und was sind das für Frauen?«

»Sieht nach Regen aus.«

»Ich habe dich gefragt, was all diese Frauen da unten zu bedeuten haben.«

»Frauen? Welche Frauen?«

»Diese Badenixen da. Sag bloß, du hast sie noch nie gesehen.«

»Ich schaue immer nur zum Himmel, Herzchen. Abendrot, gut Wetter Bot', solche Sachen, weißt du. Ich schaue niemals runter. Aber, da du mich jetzt drauf aufmerksam machst, das scheint dort unten tatsächlich so eine Art Türkisches Bad zu sein. Nun ja, die Leute müssen sich mal waschen, nehme ich an.«

»Und seit wann haben wir im innersten Bereich des Palastes eine öffentliche Badeanstalt?«

»Keine Ahnung, Schatziputzi, aber ich werde mich erkundigen. Falls der Architekt einen Mist gebaut hat, lasse ich ihn köpfen, glaub' mir.«

»Abdul Hamid, du verbirgst mir etwas!«

»Aber, aber, Mausi, wir sind doch wohl nicht wieder mißtrauisch, oder?«

»Dann erkläre mir bitte, was du eigentlich jede Nacht machst, wenn du dich hier wegschleichst!«

»Ich?«

»Ja, du! Du greifst dir den Bademantel und ziehst los!«

»Nur aufs Klo, meine Süße.«

»Drei Tage lang?«

»Alles braucht eben seine Zeit. Außerdem, wenn ich nicht schlafen kann, spiele ich manchmal Schach mit den Eunuchen. Du kennst doch den Dicken mit dem Schwert? Kürzlich habe ich gegen ihn ein Remis geschafft! Er hatte zwar einen Springer mehr als ich, aber da habe ich meinen Turm geopfert, weißt du ...«

»Drei Tage!«

»Ich hatte Schwierigkeiten mit meiner Dame.«

»Und dann kommst du völlig erledigt wieder zurück und kannst dich kaum noch auf den Beinen halten.«

»Wo er doch einen Springer mehr hatte ...«

»Und die Musik?«

»Was für eine Musik?«

»Du weißt haargenau, was für eine Musik! Kein Mensch kann in diesem Palast auch nur ein Auge zumachen bei dem ständigen Bauchtanzkrach!«

»Denkst du etwa, ich tanze Bauch?«

»Nicht du. Die.«

»Wer?«

»Deine Mädchen.«

»Liebling! Wirklich, ich muß schon bitten!«

»Letzte Nacht bin ich zum Fenster gegangen und habe runtergerufen, sie sollten gefälligst mit dem Krach aufhören, ich hätte Migräne. Da keifte eine von denen Weibern hoch: ›Ruhe da oben, Sie stören den Sultan!‹ Was sollte das denn nun wieder bedeuten?«

»Was weiß ich? Vielleicht ist irgendein Mädchen mit einem Kerl namens Sultan verheiratet, Josef Sultan oder so ähnlich. Oder vielleicht ist das der Bademeister ...«

»Ich habe dort unten noch nie einen einzigen Mann gesehen.«

»Dann sind das sicherlich sehr keusche, schamhafte Mädchen.«

»Keusch, sagst du? Sie sind allesamt splitterfasernackt!«

»Wer?«

»Deine miesen Schlampen!«

»Mach keine Witze! Du meinst, ganz ohne Kleider?«

»Du hast mich genau gehört!«

»Na so was aber auch! Ich muß das Polizeiministerium informieren. Also wirklich, hier in meinem eigenen Palast! Ich bin dir so dankbar, daß du mich darüber aufgeklärt hast, Liebling. Nackt! Da muß man sofort etwas unternehmen. Ich werde gleich mal losgehen und die Sache persönlich untersuchen, und wenn ich herausfinde, daß die keine Genehmigung für ihre FKK-Anlage haben, dann werde ich ...«

»Abdul! Was willst du mit deinem Bademantel?«

»Ich muß gehen, Hasimaus. Ich muß wissen, was diese Mädchen so treiben. Das ist eine wichtige Angelegenheit, verstehst du. Ich komme in Windeseile wieder zurück, mein Täubchen, vielleicht sogar schon dieses Wochenende, bestimmt aber nicht später als nächstes Frühjahr.«

## ***Nie wieder Pornofilm***

Die Gelegenheit, in den Genuß eines Harems zu kommen, ist relativ selten geworden. Was für Möglichkeiten hat ein normaler, sexbesessener Ehemann jedoch sonst, ohne die beste von allen Ehefrauen unnötig zu provozieren?

Als ich, von solchen Gedanken verfolgt, unlängst durch die Straßen schlenderte, wurde mir plötzlich inne, wie weit die Überschwemmung schon gediehen ist. Die Überschwemmung durch schwedische Nymphen.

Auf den Kinoplakaten meine ich.

Unsere Kinos haben auf ihre alten Tage endlich den Sex entdeckt. Statt Romantik und Exotik bieten sie uns – spät, aber doch – die nackte Wahrheit. Man kann keinen Schritt mehr machen, ohne vom Anblick einer blonden Sexbombe überwältigt zu werden, die gerade von einem Gorilla überwältigt wird. Bei näherem Zusehen entpuppt sich der Gorilla manchmal als Mensch. Aber das spielt keine Rolle. Die Rolle wird von der Sexbombe gespielt.

Gesprächsweise machte ich eine Bemerkung darüber zu unserem Wohnungsnachbarn Felix Seelig, und er sagte ja, wirklich, es ist kaum noch zum Aushalten. Jeden Morgen auf seinem Weg ins Büro bekommt er's mit diesen nackten Weibsfiguren zu tun, alle in natürlicher Größe und in übernatürlicher Deutlichkeit, man weiß gar nicht, wohin man zuerst wegschauen soll.

Kein Zweifel, ich mußte mir selbst ein Urteil bilden. Zuerst betrachtete ich ausführlich eines der deutlichsten Plakate. Es war, sozusagen, ein Brustbild. Dann wandte ich mich den Aushängekästen zu. Auch dort gab es Brustbilder, nur in kleinerem Format, was die Bilder

betraff. Ich dachte an den verheerenden Einfluß dieser Bilder auf unsere Jugend und beschloß, den verheerenden Einfluß des ganzen Films auf mich wirken zu lassen. Im nächsten Augenblick stand ich vor der Kassa und vor einem neuen Problem: Wie benimmt sich ein allseits respektierter Familienvater, der einen Pornofilm sehen will?

Ich hatte so etwas schon einmal gemacht, in New York, in sicherer Entfernung vom heimischen Herd, und nur weil mir in der Hetzjagd meiner beruflichen Verabredungen eine unverhoffte freie Stunde vergönnt war. Also ging ich ins nächste Kino, und da spielten sie zufällig einen Pornofilm. Es war grauenhaft. Bei meinem Eintritt war die Leinwand von einer Nahaufnahme ausgefüllt, ein sechs Meter großer Frauenmund öffnete sich zwei Meter weit und vollzog etwas Sinnliches in Farbe. Ich stürzte geschlossenem Auges auf die Straße hinaus, litt noch wochenlang unter einer schweren Impotenzneurose und war fest entschlossen, mir nie wieder einen Pornofilm anzusehen.

Und jetzt stand ich also vor dem Eingang zu einem heimischen Kinopalast und erwog den Ankauf einer Eintrittskarte.

Man muß zugeben, daß Kinobesitzer in aller Welt auf Väter Rücksicht nehmen: Die erste Vorstellung läuft bereits am Vormittag, wenn die strebsamen Söhne in der Schule sind. Trotzdem hielt ich es für besser, noch ein wenig zu warten.

Die erste Hürde war die Dame an der Kassa. Da ich befürchtete, daß sie mich vom Fernsehen her erkennen werde, veränderte ich mein Äußeres, indem ich freundlich dreinsah. Es klappte.

Im dunklen Zuschauerraum fand ich ohne Mühe einen guten Platz, ließ mich nieder und beobachtete mit Interesse, wie eine blonde Sexbombe, die mit dem Kopf nach unten an der Wand hing, von einem übellaunigen Neger geohrfeigt wurde. Gerade als ich mich in der Handlung zurechtzufinden begann, erschien auf der Leinwand die Ankündigung »Demnächst in diesem Theater«, und es wurde hell.

Lauter Lumpen, diese Kinobesitzer. Aus schnöder Habgier, nur um ein paar jämmerliche Tafeln Schokolade verkaufen zu können, setzen sie ihre Besucher den schlimmsten Gefahren aus und unterbrechen die Vorstellung. Es ist genau diese Art von schlechtem Management, die den wirtschaftlichen Niedergang herbeiführt. Ich rutschte in meinem Sitz nach vorn, so weit ich konnte, und begann mich vorsichtig umzusehen. Der Saal war zur Hälfte gefüllt, und die Hälfte bestand zur Gänze aus Männern mittleren Alters, nur da und dort ...

Um Himmels willen. Giora. Der Schulkamerad und beste Freund meines Sohnes Amir. Vierzehnjährig beide. Dort sitzt er. Statt in der Schule sitzt er in einem Pornofilm, trotz ausdrücklichem Jugendverbot. Wie komme ich von hier weg?

Ich nehme die Brille ab und verstecke mich hinter einer groß entfalteten Zeitung. Vor meinem geistigen Ohr ertönt die Stimme Amirs, der mich zu Hause mit den Worten begrüßt:

»Papi! Was höööre ich?«

Und dazu grinst er.

Wenn nur die Pause schon vorbei wäre! Sobald es dunkel wird, verschwinde ich.

Das ist leichter gedacht als getan. Inzwischen hat nämlich der Film begonnen und ist gar nicht so schlecht.

Man könnte ihn beinahe als gut bezeichnen. Die ersten Szenen sind jedenfalls vielversprechend. Sie schildern den Alltag einer durchschnittlichen schwedischen Familie. Die Tochter bringt einem nackten jungen Mann das Frühstück ans Bett, aber er zieht die nackte junge Tochter vor, die Mutter zieht zwischen Tür und Angel den Postboten an sich, der Postbote zieht sich aus. Wohin zieht es eigentlich den Vater?

Väter haben es schwer. Auch Gioras Vater ist nicht zu beneiden, ganz zu schweigen von mir.

Giora – ich werfe einen schrägen Blick nach ihm – hat mich nicht gesehen. Ich bin beinahe völlig sicher, daß er mich nicht gesehen hat. Seine Augen sind unbeirrbar auf die Leinwand geheftet, er will nichts versäumen, er merkt sich's für den eigenen Gebrauch, er legt in seinem Gedächtnis eine Art Zettelkasten an. Es ist eine Schande. Der nächste Zettel besteht aus einer Lesbierin, die während der Fahrt in einem Aufzug vom Liftboy bekehrt wird. Oben angelangt, schiebt sie die Kollegin, die sie im Neglige erwartet, unmutig zur Seite. Die Kollegin stolpert, fällt dem Liftboy in die Arme und wird auf der Abwärtsfahrt gleichfalls in das normale Gesellschaftsleben integriert. Hoffentlich hat Giora gut aufgepaßt.

Hoffentlich hat er seine Blicke nicht umherschweifen lassen.

Die Männer, die um mich herum sitzen, atmen schwer. Es klingt, als litten sie unter Asthma. In Wahrheit leiden sie unter Selbstvorwürfen. Warum, so fragt sich jeder von ihnen, warum bin ich kein Liftboy geworden? Warum erlebe ich nie das kleinste Abenteuer?

Was mich betrifft, so habe ich einmal eines erlebt, ein ganz kleines. An einer Straßenecke trat ein junges Mädchen auf mich zu, schlenkerte mit der Handtasche und

fragte: »Wohin gehst du, Liebling?«

»Zu Dr. Grünfeld«, antwortete ich wahrheitsgemäß und setzte meinen Weg fort.

Das ist schon lange her. Jetzt muß ich sehen, wie ich von hier wegkomme.

Während ich meinen Fluchtplan auszuarbeiten beginne, behalte ich die Leinwand gewissermaßen nebenbei im Auge, beobachte aber zugleich das Publikum, und ... Und jetzt hat mich Giora gesehen. Gerade jetzt, während die Tochter des Hauses mit der herrenlos gewordenen Lesbierin in der Badewanne Platz nimmt, dreht sich dieser infame Lümmel um und fixiert mich. Meine Existenz als Gatte und Vater steht auf dem Spiel. Ich warte nur noch die nächste Vergewaltigung ab, dann drücke ich mich behutsam an den Sitzen vorbei bis zum Ende der Reihe. Fast habe ich's geschafft. Ein letzter Asthmapatient trennt mich vom erlösenden Mittelgang. Es ist Felix Seelig.

Was bleibt mir übrig, als auf meinen Sitz zurückzukehren. Noch ein Glück, daß Felix mich nicht erkannt hat. Er hat mich nicht einmal bemerkt, so beschäftigt war er. Und ich hatte immer geglaubt, daß ich in einer gutbürgerlichen Gegend wohne. So sieht das also in Wirklichkeit aus. Lüsterne Heuchler, die im Schutz der Dunkelheit ihre schäbige Gier befriedigen. Vorausgesetzt, daß die Dunkelheit schützt.

Ich wage nicht anderswohin zu schauen als auf die Leinwand, wo das Töchterchen mit seiner Gespielin wieder das Schlafzimmer betritt und den jungen Mann, der noch immer nicht gefrühstückt hat, unmißverständlich auffordert, den etwas schlapp gewordenen Postboten bei der Frau Mama abzulösen, damit sich der Herr Papa die Lesbierin vorknöpfen kann. Irgendwie klappt das nicht, sie

geraten alle an- und durcheinander. Die Sache wird immer unübersichtlicher und langweiliger. Ich fühle deutlich, wie meine Männlichkeit nachläßt. Diesmal wird's monatelang dauern.

Ich lasse mich auf den Boden gleiten, tappe umher, als ob ich etwas verloren hätte, krieche auf allen vieren die Sitzreihe entlang, vorbei an Felix, vorbei an Giora, und retireiere mit einem Seufzer der Erleichterung zur Ausgangstüre.

Nie wieder Pornofilm. Nicht für mich. Und das ist endgültig. Ich bleibe noch bis zum Schluß dieses Films – aber dann: nie wieder.

Um meine Erschöpfung zu überwinden, mache ich einen kleinen Umweg, ehe ich nach Hause gehe. An der Tür empfängt mich mein Sohn Amir mit einem niederträchtigen Grinsen.

»Papi«, sagte er. »Was höööre ich?«

»Was hörst du?« herrsche ich ihn an. »Was? Daß ich im Kino war? Na und? Ich bin dir zwar keine Rechenschaft schuldig, aber wenn du's wissen willst: Eine Zeitschrift hat bei mir, weil ich ein berühmter Schriftsteller bin, einen Artikel über Pornofilme bestellt. Deshalb war ich im Kino. Beruflich. Um das Geld für deine Erziehung zu verdienen. Den Artikel kannst du in der nächsten Nummer lesen, du unverschämter Bengel.«

## **Weiblicher Instinkt**

Es gibt eine Situation, in der auch der perfektste Ehemann komisch wirkt: wenn er sich einbildet, die ihm Angetraute hineinlegen zu können.

Ich spreche von Gloria, unserer besten Freundin aus Junggesellenzeiten. An besagtem Mittwoch ließ sie sich in unseren bequemsten Fauteuil plumpsen und saß da, bleich, zusammengekauert, ein Bild des Jammers, ein Bündel Elend, ein Schatten ihres Wracks. Hatte ich wirklich dieselbe Gloria vor mir, die sich noch gestern zum Smart-set von Tel Aviv zählen durfte? Jene Gloria, die als eines der lebenslustigsten, attraktivsten Mädchen des ganzen Landes galt, es mag höchstens dreißig Jahre her sein? Was war ihr zugestoßen? Und warum war sie nicht mehr so jung wie früher? Sic transit Gloria Birnbaum, dachte ich unter schnöder Ausnützung ihres Vornamens. Der Name Birnbaum taugte zu nichts dergleichen. So hieß ihr Gatte.

Der war, wie sich zeigte, der Anlaß ihres Kommens und ihrer Verzweiflung.

»Ich muß mit dir sprechen«, begann Gloria.

»Mein Mann betrügt mich.«

Ich erstarrte. Nathan Birnbaum betrügt seine Frau? Dieser stille, stets korrekte Brillenträger, dieses Muster von Ordnung, Recht, Gesetz und Feigheit geht fremd? Das ist das Ende. Das bedeutet den Zusammenbruch unseres Staatsgefüges: wenn sogar Nathan Birnbaum ...

Mir war zum Weinen. Aber ich ermannte mich und sammelte meine Stimme: »Hast du Beweise, Gloria?«

»Beweise? Pah! Ich habe meinen Instinkt. Eine Frau braucht für so etwas keine Beweise. Sie spürt es. Aus

hundert kleinen Anzeichen spürt sie es.«

Und sie gab mir das erste der hundert Anzeichen bekannt: Nathan legte ihr gegenüber ein völlig gleichgültiges Benehmen an den Tag. Er sprach kaum noch mit ihr. »Wenn er sich wenigstens ab und zu eine kleine Aufmerksamkeit für mich einfallen ließe. Ein kleines Geschenk, oder Blumen, oder was immer. Aber damit ist es schon lange vorbei. Ich bin schon seit Monaten überzeugt, daß es eine andere Frau geben muß. Und vorige Woche wurde mein Verdacht bestätigt.«

»Bestätigt? Wie? Wodurch?«

»Nathan verwandelte sich plötzlich in den zärtlichsten aller Ehemänner. Bestand aus nichts als Liebe und Aufmerksamkeit. Kam mit kleinen Geschenken an, mit Blumen, oder was immer. Ob er mit mir gesprochen hat? Pausenlos hat er mit mir gesprochen. Das ist typisch. Da weiß man sofort, woran man ist.«

»Aber Gloria, das alles –«

»Das alles reicht für eine liebende Frau vollkommen aus, um sie ins Bild zu setzen. Oder daß er plötzlich einen Appetit entwickelt wie ein junger Wolf. Besonders für Fische. Der Fisch enthält bekanntlich diese gewissen Proteine, die für den Mann in gewisser Hinsicht so wichtig sind. Jetzt frage ich dich: wozu braucht ein verheirateter Mann Proteine? Ich kann dir sagen, wozu. Er will sich für seine Nuten in Form bringen. Deshalb ißt er soviel.«

»Ich hatte den Eindruck, daß er in der letzten Zeit ein wenig abgenommen hat?«

»Natürlich hat er abgenommen. Er hält ja auch strenge Diät. Ißt nur noch Obst. Etwas anderes rührt er nicht mehr an. Damit er seinen Bauch wegbekommt. Geht in die Sauna. Läuft jeden Morgen vor dem Frühstück fünfmal um den Block. Macht Turnübungen. Liegt Tag und Nacht

in der Sonne, um braun zu werden. Was tut ein Mann in seinem Alter mit Sonnenbräune?«

»Als ich ihn neulich traf, schien er mir eher blaß.«

»Stimmt. Glaub nur ja nicht, daß mir das entgangen wäre. Blaß? Krankhaft bleich. Sieht aus wie eine Leiche. Schleppt sich nur noch mühsam dahin. Bringt es vor Erschöpfung nicht mehr fertig, ums Haus zu laufen oder ein paar Turnübungen zu machen. Seine ganze Kraft geht für seine erotischen Abenteuer drauf. Ist doch klar.«

»Gloria, du übertreibst.«

»Ich übertreibe nicht. Ich bin eifersüchtig, das gebe ich zu. Aber wenn ich höre, wie er sich im Bett hin- und herwälzt, schwinden meine letzten Zweifel: er kann nicht schlafen, weil er an seine Liebesaffären denkt. Vor ein paar Tagen hätte ich ihm beinahe die Pantoffeln über den Kopf geschlagen.«

»Weshalb, um Himmels willen?«

»Stell dir vor: ich wache auf – mein Blick fällt auf meinen Gatten neben mir – und was sehe ich? Er schläft. Schläft wie ein sattes Baby. Ich, seine Frau, wälze mich nachts im Bett hin und her, krank vor Eifersucht – und er schläft! So friedlich und entspannt schläft nur einer, der sein Glück gefunden hat. Womöglich träumt er noch von dieser anderen. Oder gleich von mehreren.«

Gloria begann leise zu weinen, und auch in mir stieg allmählich ein dumpfer Zorn gegen Nathan auf. Konnte der Kerl nicht etwas vorsichtiger sein? Mußte er sich alles anmerken lassen?

Mittlerweile hatte Gloria ihre Fassung wiedergewonnen: »Und wo finde ich ihn gestern? Ich finde ihn in der Garage, wie er gerade seinen Wagen wäscht und auf Hochglanz poliert. Ebensogut hätte er mir gestehen können, daß er eine neue Freundin hat. Nein, mein Lieber,

man muß wirklich kein Genie sein, um das alles zu durchschauen. Du kennst doch sicherlich diese Sorte von Ehemännern, die sich plötzlich zweimal am Tag rasieren und mit eingezogenem Bauch und einer neuen Krawatte vor dem Spiegel stehen, weil sie sich von ihrer verführerischen Wirkung überzeugen wollen?«

»Ja«, antwortete ich. »Ja, Gloria. Ich kenne diese Sorte von Ehemännern.«

»Siehst du!« Gloria triumphierte. »Und das alles macht mein Nathan nicht! Ich muß ihn zwingen, den Wagen zu waschen, ich muß ihm gut zureden, sich zu rasieren, sonst rennt er drei Tage lang mit Bartstoppeln im Gesicht herum. Damit will er mich täuschen, dieser raffinierte, niederträchtige, berechnende Lump ...«

Gloria brach in Tränen aus.

»Ich liebe meinen Mann!« stieß sie hervor. »Was soll ich tun? Bitte sag mir, was ich tun soll!«

»Du mußt seine Eifersucht wecken, Gloria«, sagte ich. Und fügte der unmißverständlichen Deutlichkeit halber hinzu: »Du mußt ihn betrügen.«

»Das ist keine Lösung«, schluchzte Gloria.

»Das mach' ich seit zwanzig Jahren.«

## ***Fremd in St. Pauli***

Das internationale Problem alleinreisender Ehemänner verdient eingehende Behandlung. Nehmen wir als neutrales Spielfeld für diesen Zweck das gute, alte Hamburg. Der Fremde, der in dieser Großstadt nach neun Uhr abends durch die Straßen geht, hat das dumpfe Gefühl, der einzige Überlebende an einem ausgestorbenen Ort zu sein. Vielleicht stößt er an einer Ecke mit ein paar schwankenden Gestalten in Matrosenkleidung zusammen, aber das sind ja gleichfalls Fremdlinge. Irgendwelche Anzeichen eines organischen Lebens gibt es in dieser Zweimillionenstadt nach neun Uhr abends nicht. Ausgenommen ...

Ausgenommen St. Pauli. Dort konzentriert sich alles, was sich in anderen Großstädten auf verschiedene Viertel oder Straßenzüge verteilt. Dort gibt es Menschen, Lärm und Musik bis in die frühen Morgenstunden.

St. Pauli ist eine interessante Mischung von Las Vegas und Sodom. Blühende Spielcasinos wechseln mit Striptease-Lokalen, deren sexuelle Aufklärungs-Akte selbst dem abgebrühtesten Eunuchen aus Singapur die Schamröte ins gelbe Gesicht treiben. Opiumhöhlen für Transvestiten, Transvestitenhöhlen für Opiumraucher und fachmännisch geleitete Massenorgien für gestrandete Seefahrer vervollständigen das Programm.

Die ehrsamten Hamburger Bürger wollen natürlich von St. Pauli nichts wissen und sprechen nie davon. Dem Fremden, der das dennoch tut, begegnen sie mit väterlicher Nachsicht und dem entschuldigenden Hinweis auf den leider nicht wegzuleugnenden Umstand, daß Hamburg eine Hafenstadt ist. Das hat nun einmal gewisse

Entartungserscheinungen zur Folge, mit denen man sich wohl oder übel abfinden muß.

Nehmen wir etwa den Manager des Hotels, in dem ich während eines trostlosen Europatrips ohne die beste Ehefrau von allen abgestiegen war:

»Ich für meine Person«, sagte er, »würde für nichts in der Welt die Reeperbahn aufsuchen. Bei Ihnen, mein Herr, ist das natürlich etwas andres. Sie als ausländischer Journalist sind geradezu verpflichtet, alles kennenzulernen, was unsere Stadt zu bieten hat. Sie dürfen aber«, fügte er mahnend hinzu, »unter gar keinen Umständen allein nach St. Pauli gehen. Die Gangster und Unterweltypen, von denen es dort nur so wimmelt, würden Sie in den erstbesten dunklen Hausflur zerren und Sie bis zum letzten Pfennig ausrauben.«

Ich dankte ihm mit bewegten Worten und fragte, ob und wo ich vielleicht jemanden finden könnte, der einen unselbständigen Ehemann begleiten würde.

»Hm. Das ist ein schwieriges Problem. Es kommt natürlich nur ein erfahrener Weltmann als Begleitperson in Betracht. Einer, der sich wirklich auskennt. So wie ich.« Er überlegte einige Sekunden und wandte sich an seine Gattin. »Was meinst du, Liebling?«

»Ich meine, daß du den Herrn begleiten solltest«, lautete die prompte Antwort.

»Nein, Gertrude, nein!« Der Manager schüttelte sich vor Widerwillen. »Alles, nur das nicht!«

»Manchmal«, widersprach Gertrude, »muß man für seine Gäste auch ein Opfer bringen können.«

Nach einigem Hin und Her ließ der Manager sich erweichen, konsultierte sein Vormerkbuch, ob er irgendwo ein Stündchen oder zwei zur freien Verfügung hätte, und teilte mir mit: ja, er hätte.

»Wann?« fragte ich.

»Jetzt gleich.«

Und er trat ungeduldig von einem Fuß auf den andern. Auf eine so rasend schnelle Entwicklung der Dinge war ich nicht gefaßt. Außerdem mußte ich erst die Hemmungen überwinden, die ich von meiner humanistischen Erziehung mitbekommen habe. Männliche Lesbier in Frauenkleidung, weibliche in gar keiner und opiumspielende Rouletteraucher sind nicht mein Fall. Ich ließ meinen Wohltäter wissen, daß ich mir die Sache noch überlegen würde.

»Wie Sie wünschen«, sagte er. »Also morgen? Oder übermorgen? Wann? Wann?«

In diesem Augenblick wurde ich glücklicherweise zum Telefon gerufen. Der Mann am andern Ende der Leitung gab sich als Israeli zu erkennen: er halte sich geschäftlich in Hamburg auf, und zwar schon seit längerer Zeit, so daß er föhlich von sich behaupten dürfe, die Stadt zu kennen.

»Sicherlich wollen auch Sie die Stadt kennenlernen«, fuhr er fort. »Hören Sie auf die Stimme der Erfahrung und gehen Sie nicht allein nach St. Pauli! Erst gestern habe ich mit meiner Frau darüber gesprochen. Sie ist ganz meiner Meinung. Wir dürfen nicht zulassen, daß ein Landsmann in die Klauen der Hamburger Unterwelt gerät. Nicht solange ich hier bin. Ich habe zwar entsetzlich viel zu tun und komme kaum zu Atem – aber wenn Sie darauf bestehen, daß ich Sie begleite ...«

»Vielen Dank«, sagte ich, »irgendwie werde ich mich schon durchbringen.«

»Ausgeschlossen! Sie dürfen die unverschämten Weiber, die Ihnen dort auflauern werden, nicht unterschätzen. Die ziehen sich plötzlich nackt aus und schreien, daß Sie ihnen die Kleider vom Leib gerissen haben. Und schon sind ihre

Zuhälter da, diese Gangster und Messerstecher – nein, ich kann Sie unmöglich allein lassen! Sind Sie heute abend frei?»

Wir kamen überein, in viertelstündigen Intervallen miteinander zu telefonieren. Der Hotelmanager blieb in der Nähe und legte mir immer wieder ans Herz, daß ich keinem Menschen außer ihm vertrauen sollte. Nach dem vierten Anruf kam ein Page aus der Hotelhalle herbeigeeilt: es wären Leute vom Rundfunk da, die ein originelles Interview mit mir machen wollten, nämlich nicht im Hotel, sondern während wir spazierengingen, irgendwo in der Stadt, gleichgültig wo, vielleicht in St. Pauli, wir könnten dort auch eines oder das andere dieser dreckigen Striptease-Lokale aufsuchen und bekämen eine lebendige Geräuschkulisse aufs Band.

Ich fand den Vorschlag ganz hübsch, wurde jedoch – diesmal nicht vom Manager, sondern vom Portier – eindringlich gewarnt, daß es diesen Gesellen vom Rundfunk doch nur darauf ankäme, unter irgendeinem Vorwand ein Bordell aufzusuchen, und dazu sollte ich mich nicht hergeben. Er, der Portier, beendete seinen Dienst um elf Uhr nachts, und das sei genau die richtige Zeit für einen Besuch in St. Pauli.

»Sie müssen unbedingt eine vertrauenswürdige Begleitung haben«, sagte er. »Ich rufe nur noch rasch meine Frau an, um ihr beizubringen, daß ich von einem ausländischen Journalisten dringend als Führer angefordert bin und erst eine halbe Stunde später nach Hause komme ...«

Das Blitztelegramm meines israelischen Landsmannes, das mir in diesem Augenblick überreicht wurde, hatte folgenden Wortlaut: »bin notfalls bereit sie sofort aus ihrem hotel abzuholen stop komme in zehn minuten.«

Die stummen Blicke des Hotelmanagers beschworen mich, ihm treu zu bleiben.

Die Redaktion einer führenden Tageszeitung stellte mir den Besuch eines Interviewers und eines Fotoreporters in Aussicht: die beiden Herren würden mich durch einen interessanten Stadtteil Hamburgs führen, am besten durch St. Pauli, und würden in Wort und Bild festhalten, was ich dort erlebe. Auch der Chefredakteur würde mitkommen. Und der Leiter der Sportrubrik. Und der Herausgeber der Literaturbeilage mit seinem Stab. Zufällig sei auch der Druckereibesitzer gerade anwesend und freue sich, seinen Stiefsohn mitzubringen.

Die Situation wurde nach und nach bedrohlich. Ich wußte nicht, für wen ich mich entscheiden und auf wen ich verzichten sollte. Am Hoteleingang hatte sich bereits eine ansehnliche Menge von opferwilligen Begleitpersonen angesammelt.

Ich trat vor sie hin: »Wie wär's und Sie gingen ohne mich nach St. Pauli?« fragte ich.

»Unmöglich«, antwortete der Sprecher der Delegation. »Wir sind anständige Bürger und haben nicht das geringste Interesse an den Dingen, die angeblich in St. Pauli vorgehen. Wir möchten bloß vermeiden, daß ein prominenter Gast wie Sie einen falschen Eindruck von unserer Stadt bekommt.«

Aus der Limousine, die rechts vom Hoteleingang geparkt hatte, winkte mir mein unbekannter israelischer Freund und gab mir durch Zeichensprache zu verstehen, daß wir sofort losfahren könnten. Es half nichts – ich mußte eine Entscheidung treffen, sonst wäre halb Hamburg lahmgelegt.

»Also gut«, rief ich. »Donnerstag.«

Die Menge brach in Hochrufe aus und mein Entschluß

verbreitete sich mit Windeseile durch die Stadt. Fernschreiber tickten, chiffrierte Meldungen wurden durchgegeben, und der Norddeutsche Rundfunk verlautbarte in seinen Abendnachrichten eine Reihe von Verkehrsbeschränkungen für den kommenden Donnerstag.

Der Konvoi, der sich zur vereinbarten Zeit auf den Weg machte, bestand aus etwa einem Dutzend Privatautos und einigen Autobussen mit mutigen Bürgern, die entschlossen waren, über mein Wohl zu wachen. Einigen von ihnen merkte man ganz deutlich an, daß sie St. Pauli zum ersten Mal sahen und keine Ahnung hatten, was sie tun sollten. Ich führte sie durch dunkle Straßen, unbekümmert um die ausschwärmenden Dirnen und Zuhälter, die mich jedoch in kein wie immer geartetes Haustor zerzten, weil ich so gut bewacht war. Der Hotelmanager an meiner Seite klatschte in die Hände und hatte Freudentränen in den Augen. Meine übrigen Begleiter verloren sich allmählich je nach Neigung.

Als wir uns wieder bei unserer Wagenkolonne versammelten, zeigte sich, daß uns einige Teilnehmer abhanden gekommen waren, darunter ein Musikkritiker und sein Cousin, die in einem Striptease-Lokal für Transvestiten ein lohnendes Engagement gefunden hatten.

Ich selbst wurde von einem Reisebüro unter Vertrag genommen und fungiere seither unter der Chiffre »Eine Nacht in St. Pauli« als Fremdenführer für Einheimische.

## **Gerschons Witwe**

»Ein Ehemann wird zu Lebzeiten maßlos verdächtigt und nach seinem Tode maßlos bewundert«, sagt schon ein uraltes persisches Sprichwort von mir. Der Schauplatz meiner Beweisführung ist ein Restaurant in der Umgebung von Tel Aviv. Die beste Ehefrau von allen putzte Fenster und hatte mich auswärts zum Essen geschickt. Ich begann gerade meinen Kalbsbraten zu verzehren, als sich an einem der Nebentische eine kleine, ältliche Frauensperson erhob und auf mich zutrat: ob ich nicht der Zeichner sei, der für die »Illustrierte Wochenzeitung« diese komischen Karikaturen macht?

»Sie haben meinem seligen Mann immer so gut gefallen«, erläuterte sie. »Obwohl er selbst keine gerade Linie zeichnen konnte. Auch für Musik war er sehr eingenommen. Und zwei- bis dreimal in der Woche hat er ganz gerne Karten gespielt. Mit dem Apotheker um die Ecke. Der arme Kerl hat ein kürzeres Bein. Der Apotheker, meine ich. Aber am liebsten waren ihm Ihre Zeichnungen.«

Da ich nicht für eine illustrierte Wochenzeitung zeichne, sondern für eine nichtillustrierte Tageszeitung schreibe, konnte ich die Konversation von hier aus nicht weiterspinnen und ließ es bei einem stummen Nicken bewenden. Die Witwe des Liebhabers meiner Zeichnungen nickte zurück, ein freundliches Lächeln im rosigen Gesicht. Zu ihren weiteren Ausrüstungsgegenständen gehörten schwarze, lebhaft Kugelaugen, weißes, artig im Nacken geknotetes Haar, eine schwarze Geldbörse und ein zusammengeknülltes Taschentuch. Wenn sie ihren verstorbenen Gatten erwähnte, legte sich ein feuchter

Schleier über ihre Augen.

»Wie schade«, seufzte sie, »daß Gerschon jetzt nicht mit uns sein kann. Es hätte ihn so sehr gefreut, Ihre Bekanntschaft zu machen. Er war ein Menschenfreund, müssen Sie wissen. ›Bertha‹, pflegte er zu sagen, ›die Menschen sind verschieden, man muß sie nur richtig kennenlernen.‹ Er hat sich auch mit Graphologie beschäftigt. Nicht wissenschaftlich. Nur so, als Hobby.«

Ich lud die trauernde Witwe ein, an meinem Tisch Platz zu nehmen und fragte, ob ich ihr etwas bestellen dürfe. Vielleicht ein Kompott?

»Ja, gerne. Sehr liebenswürdig. Ich darf gar nicht dran denken, daß auch Gerschon eine große Vorliebe für Süßigkeiten hatte. Und wenn ich ihn ermahnte, auf seine Gesundheit zu achten, sagte er nur: ›Bertha‹, sagte er, ›ich kümmere mich nicht um die Ärzte.‹ Er war immer lustig und guter Dinge, mein Gerschon. Allerdings wurde er leicht seekrank. Natürlich nur auf Schiffsreisen. Aber sonst: die Lebensfreude selbst, das können Sie mir glauben. Nie hätte er auf eine Fußballübertragung im Fernsehen verzichtet, nie! Von seinen Prinzipien ging er nicht ab. Fisch, zum Beispiel, aß er um keinen Preis.«

Es schien mir an der Zeit, höfliche Anteilnahme zu bekunden: »Wann haben Sie ihn denn verloren, Ihren Mann?«

»Vor achtzehn Jahren. Aber manchmal glaube ich, es wäre gestern gewesen. Das liegt wahrscheinlich an seiner starken Persönlichkeit. Es ging eine kolossale Ausstrahlung von ihm aus. Sie verstehen mich. Jeden Tag hat er die Zeitungen gelesen. Nicht nur gelesen – er hat sie gekauft. Jeden Tag. Obwohl wir gar nicht so reich waren. Aber das gehörte eben zu seinen kleinen Schrullen. Auch daß er nie im Bus gefahren ist. Immer im Taxi. Selbst

wenn er kein Geld bei sich hatte. Einmal hätte ihn ein Taxifahrer deswegen fast erschlagen. Er hieß Silbermann. Der Taxifahrer, meine ich. Oder Silberstein? Na, ist ja egal. Gerschon kam damals mit einem schweren Schock nach Hause. »Bertha«, sagte er, »du kannst dir nicht vorstellen, was für ein Schock das war.« Gott sei Dank ging es bald vorüber.«

Nachdenklich vertiefte ich mich in den Rest des Kalbsbratens. Gerschon nahm vor meinem geistigen Auge immer deutlichere Gestalt an. Dennoch wäre mir ein Themawechsel nicht unwillkommen gewesen. Ich versuchte, das behutsam anzudeuten: »Wissen Sie, wir dürfen nicht nur in der Vergangenheit leben ...«

Gerschons Witwe stimmte mir begeistert zu:

»Wie recht Sie doch haben! Was geschehen ist, ist geschehen. Genau mit diesen Worten hat es mein Gerschon immer gesagt. »Bertha«, hat er immer gesagt, »man muß in die Zukunft schauen.« Daraus ersehen Sie sein Temperament. Er hat sich mit allen Leuten herumgestritten. Auch mit der Regierung. Nur bei seinen Briefmarken – da war er wie ein kleines Kind. So eine schöne Sammlung! Und jetzt verrate ich Ihnen etwas: er hat die Marken nicht in einem Album aufgehoben, sondern in kleinen Pappschachteln. Was sagen Sie dazu?«

»Kaum zu glauben«, sagte ich dazu und fuhr nach einer kleinen Pause der Verblüffung fort:

»Aber jetzt habe ich Ihre Zeit schon allzu lange in Anspruch genommen ...«

Das befürchtete Dementi erfolgte sogleich:

»Wo denken Sie hin! Ich bin es gewohnt, daß man sich für meinen Gerschon interessiert. Er selbst pflegte zu sagen: »Bertha, alles zu seiner Zeit.« Denn er war ein grundehrlicher Mensch, ehrlich gegen sich und gegen die

anderen. Und er ging gerne ins Kino. Eigentlich gab es nichts, was er lieber tat. Außer Kreuzworträtsel lösen. Polnische. Ich meine, in der polnischen Zeitung.«

Ich unternahm einen kühnen Ablenkungsversuch: »Es sieht so aus, als ob der Herbst bald vorüber wäre. Dann kommt der Winter.«

»Mein Gerschon spürte das in den Knochen«, bestätigte seine Witwe. »Er spürte jeden Wetterumschlag im voraus und verließ sich nur auf sich selbst. ›Bertha‹, sagte er, ›ich kümmere mich nicht um die Ärzte ...‹«

Diesen Ausspruch hatte ich schon gehört. Gerschon begann sich zu wiederholen. Gerschon, um es offen auszusprechen, ging mir allmählich auf die Nerven. Vor allem deshalb, weil er jeden seiner Sätze mit »Bertha« anfang. Es war höchste Zeit, seinen Geist vom Tisch zu scheuchen.

»Was halten Sie von den bevorstehenden Gesprächen zwischen Israel und Ägypten?« fragte ich unumwunden.

Gerschons Witwe dachte gründlich nach, ehe sie antwortete: »Wenn mein Gerschon noch am Leben wäre, würde er sagen: ›Bertha, ich wünsche beiden alles Gute.‹ Er sah die Dinge von einem höheren Standpunkt aus. Wenn es sein mußte, rasierte er sich auch zweimal am Tag. ›Bertha‹, pflegte er zu sagen, ›was sein muß, muß sein.‹ So ein Mensch war er.«

Immer heftiger verlangte es mich, der Witwe Gerschons einen Satz zu entlocken, in dem Gerschon nicht vorkäme. Ich versuchte es auf jede erdenkliche Weise, ich schwenkte von der Politik zur Inflation ( »Bertha, Geld ist nicht alles« ), zum Sport ( »Gerschon konnte meilenweit zu Fuß gehen« ), zum fünfunddreißigjährigen Bestandsjubiläum des Staates Israel ( »Bertha, ich ziehe Hosenträger einem Gürtel vor« ) – es half nichts.

Ob sie ihren Mann auch schon zu seinen Lebzeiten immer zitiert hatte, wenn sie mit ihm sprach? »Bertha, hast du unlängst zu mir gesagt ...«

Und warum, zum Teufel, hat das Schicksal gerade mich verurteilt, meinen Kalbsbraten in Berthas und Gerschons Gesellschaft zu konsumieren? Ich werde keine Zeichnungen mehr für die ›Illustrierte Wochenzeitung‹ machen.

Unterdessen hatte meine verwitwete Freundin ein zweites Kompott bestellt.

»Gerschon aß Kompott lieber als frisches Obst«, erinnerte sie sich und starrte aus verschleierten Kugelaugen wehmütig in den Teller. Plötzlich blickte sie auf: »Da reden wir und reden wir, und dabei habe ich mich noch gar nicht vorgestellt. Ich heiße Bertha.«

Mühsam brachte ich ein »Angenehm« hervor, ehe sie weitersprach: »Merkwürdig. Wissen Sie, wem Sie ähnlich sehen? Sie werden es mir nicht glauben: meinem verstorbenen Mann. Besonders um die Mundpartie. Auch bei ihm stand die Unterlippe ein wenig zur Seite, nur ein ganz klein wenig, die meisten Leute bemerkten es gar nicht. Gerschon wußte es natürlich. Oh, er wußte sehr viel. ›Bertha‹, sagte er mir, ›man lebt nur einmal.‹ Das war an dem Tag, als er mir mit dieser dicken Wäschereibesitzerin davonlief und sich die Lungenentzündung holte, an der er dann starb. Ich sagte noch: ›Gerschon‹, sagte ich –«

Jetzt hatte ich genug. Drohend beugte ich mich vor und zischte: »Noch ein ›Gerschon‹, und ich schicke dich ihm nach, Bertha!«

Bertha bewahrte ihren Gleichmut. Sie war nicht ein bißchen überrascht.

»Na, na, na«, machte sie. »Spricht man so mit einer Witwe? Wenn mein Gerschon noch am Leben wäre ...«

In diesem Augenblick überkam mich blitzartig die Erleuchtung, was es mit Gerschons Todesursache auf sich hatte. Er war *nicht* an Lungenentzündung gestorben, das stand für mich fest.

Von Panik erfaßt, stürzte ich aus dem Lokal und rannte nach Hause ...

Des Nachts erschien mir Gerschon im Traum und schüttelte mir stumm und teilnahmsvoll die Hand, ehe er mit der dicken Wäschereibesitzerin davonschwebte. Wir verstanden einander wie Brüder.

## ***Die Sekretärin oder das Ende vom Lied***

Das dankbarste Objekt für den mehr oder weniger begründeten Verdacht der besten Ehefrau ist seit Menschengedenken eine blondgelockte Sekretärin in hochhackigen schwarzen Schuhen.

Zwanzig Jahre lang habe ich zu diesem Thema geschwiegen. Jetzt wird es Zeit, daß ich spreche.

Ich habe nichts gegen den Beruf der Sekretärin, nichts gegen ihre Person, nichts gegen ihre Gewerkschaft. Im Gegenteil, ich schätze die Hilfe, die uns Schriftstellern seitens blondgelockter Sekretärinnen zuteil wird, ganz außerordentlich hoch. Meine einzige Beschwerde ist rein seelischer Art.

Da sitzt man also zu Hause und schreibt eine sehr lustige Geschichte über die Abwertung des israelischen Pfunds. Drei Tage und zwei Nächte lang arbeitet man an diesem kleinen, aber gehaltvollen Werk, auf daß es ein Meisterwerk werde. Man feilt an Formulierungen, man kürzt, man streicht, man fügt etwas ein, man wägt und verwirft, man ruht nicht eher, als bis man so nahe wie möglich an ein perfektes Ergebnis herangekommen ist. Dann geht man mit dem vor lauter Korrekturen fast unleserlich gewordenen Manuskript in die Redaktion, breitet die handgeschriebenen Blätter vor sich aus, ruft die Chefsekretärin Lilly und beginnt ihr zu diktieren, wobei man sich eines glückseligen Glucksens über seine eigenen Einfälle kaum enthalten kann.

»Abwertung ...«, beginnt man.

»Was?« sagt Lilly. »Schon wieder?«

Und damit ist es aus. Es ist zu Ende, bevor es noch richtig angefangen hat. Mit dieser einen kleinen Unterbrechung hat die blondgelockte Lilly in den hochhackigen schwarzen Schuhen in das delikate Räderwerk meiner Geschichte ruinösen Sand gestreut. Das geniale Gebäude, das ich in unermüdlicher Arbeit, in drei aufreibenden Tagen und zwei aufreibenden Nächten errichtet habe, liegt in Trümmern. »Schon wieder?« hat Lilly gefragt – und hat mir damit klargemacht, daß das Thema meiner Geschichte unbrauchbar ist, daß sich kein Mensch dafür interessiert, über Abwertung ist schon viel zuviel geschrieben worden, davon will niemand mehr etwas wissen, es langweilt die Leute, es taugt nichts.

Schon wieder ...

Ich bin sicher, daß Lilly das nicht etwa deshalb gesagt hat, weil sie mich umbringen will. Sie läßt nur außer acht, daß sie der erste Mensch ist, der meine Geschichte kennenlernt, daß sie eine ähnlich schwere und ehrenvolle Verantwortung trägt wie im Theater das Publikum einer Uraufführung. Von alledem weiß sie nichts. Sie will um fünf Uhr nach Hause gehen und will rechtzeitig mit dem Diktat fertig werden.

Ich gebe mich unbefangen und diktiere weiter, mit lockerer, lustiger Stimme, wie es sich für einen professionellen Clown geziemt. Aber mein Herz blutet. Ich glaube nicht länger an meine Geschichte über die Abwertung. Lilly hat mich mit ihrem »Schon wieder?« um mein Selbstvertrauen gebracht.

Insgeheim hoffe ich, sie durch eine Pointe versöhnen zu können. Vielleicht wird sie lachen oder wenigstens lächeln, wenn ich zu der Stelle über die Steuererhöhung komme, die ja wirklich komisch ist ...

Ich diktiere die Stelle über die Steuererhöhung und sehe

Lilly von der Seite an, unauffällig, aus schwierigem Winkel.

Lilly lacht nicht und lächelt nicht. Sie sitzt mit steinernem Gesicht an ihrer Maschine, glotzt vor sich hin und beginnt mit den Fingern halblaut auf das Tischchen zu trommeln, weil ihr die Pause schon zu lange dauert, um fünf Uhr machen wir Schluß, bitte weiter ...

Ich stehe auf, trete hinter sie und beuge mich über das eingespannte Papier.

»Wenn es nach dem Finanzminister ginge, müßten wir sogar unsere Rummy-Gewinne versteuern«, lese ich.

»Wieso versteuern, Lilly? Das hat ja keinen Sinn.«

»Nicht? Wieso nicht?«

»Es heißt versteuern.«

»Warum haben Sie das nicht gesagt?«

Lilly schreibt hin, was sie hört oder zu hören glaubt. Ob es etwas bedeutet, spielt keine Rolle. Ihre Tätigkeit ist rein phonetischer Natur. Sie würde auch den größten Unsinn hinschreiben, ohne mit einer einzigen ihrer künstlichen Wimpern zu zucken.

Vor meinem geistigen Auge erscheint eine balkendicke Zeitungsüberschrift: SEKRETÄRIN WÄHREND DES DIKTATS ERMORDET, lautet der Haupttitel. Darunter: »HAT MIR NICHT ZUGEHÖRT!« WIMMERT HYSTERISCHER SCHRIFTSTELLER – SCHON SEIN DRITTES OPFER IN DIESEM JAHR.

Ich vergaß darauf hinzuweisen, daß wir in unserer Redaktion drei Sekretärinnen haben. Lilly ist die schrecklichste von allen. Bathscheba geht an. Esther ist ein Schatz. Mit Esther zu arbeiten ist die reine Wonne. Sie nimmt Anteil an jeder Geschichte, lebendigen Anteil, ermunternden Anteil.

Ich stelle mir vor, wie es gewesen wäre, wenn ich ihr, Esther, die Geschichte von der Abwertung diktieren hätte.

»Abwertung ...«, beginne ich.

»Abwertung!« jauchzt Esther vergnügt, und nochmals: »Abwertung!« Sie klatscht in die Hände, sie lacht mit blinkenden Zähnen. »Wo Sie nur immer diese köstlichen Ideen hernehmen! Abwertung!«

Ich liebe Esther. Nach jedem Diktat steht sie auf, ihr Antlitz strahlt, ihre Stimme vibriert vor Entzücken: »Herrlich! Einmalig! Das soll Ihnen jemand nachmachen!«

Esthers Instinkt ist einfach bewundernswert. Man braucht nur ein wenig die Stimme zu erheben, ein kleines Lächeln um die Mundwinkel spielen zu lassen oder sie mit dem Ellbogen ganz leicht in die Rippen zu stupsen – Esther versteht sofort und bricht in schallendes Gelächter aus. Ein routinierter Schriftsteller könnte, wenn's ihm darauf ankommt, pro Manuskript ein Dutzend Lachstürme, mindestens fünf verzückte Seufzer und zum Abschluß zehn jubelnde Superlative aus Esther herausbekommen. Mit Esther zu arbeiten, ist keine Arbeit, sondern eine Siegesparade.

Leider hat sie nie Zeit. Der Chefredakteur und sämtliche Ressortleiter reißen sich um sie. Die Warteliste wird gleich am Morgen zusammengestellt und ist unübersehbar lang.

Beschwere ich mich einmal, daß Esther immer besetzt ist, bekomme ich den heuchlerischen Rat:

»Warum nehmen Sie nicht Bathsheba? Die ist doch auch sehr gut.«

Gewiß, Bathsheba ist nicht schlecht, sie reagiert zufriedenstellend, und wenn sie einen guten Tag hat, lacht sie gelegentlich. Einmal, auf dem Höhepunkt einer meiner

Geschichten, bekam sie sogar einen richtigen Lachkrampf. Sie konnte gar nicht aufhören. Ich hörte ihr geschmeichelt zu.

»Na, schon gut«, sagte ich nach einer Weile.

»Was ist denn da gar so lustig?«

»Ihr Akzent!« stöhnte Bathscheba und wischte sich die Tränen aus den Augen. »Dieser komische ungarische Akzent!«

Wie man sieht, läßt Bathschebas Intelligenz zu wünschen übrig. Vor einigen Tagen diktierte ich ihr eine scharfe Glosse gegen den Führer einer Studentenorganisation, der unseren Ministerpräsidenten in der unverschämtesten Weise attackiert hatte.

»Unseren Staatschef der Lüge zu bezichtigen, ist zweifellos eine Heldentat«, diktierte ich mit unüberhörbarem Sarkasmus in der Stimme.

Bathscheba tippte den Satz fertig und sah hingerissen zu mir auf: »Großartig! Höchste Zeit, daß jemand für diesen prachtvollen jungen Menschen eintritt.«

Ich erbleichte.

»Hören Sie«, sagte ich. »Das war ironisch gemeint. Wissen Sie nicht, was Ironie ist?«

»Doch. Natürlich. Ganz wie Sie wünschen.«

Und sie wartete mit gesenktem Kopf auf die Fortsetzung des Diktats.

Aber Bathscheba ist noch Gold im Vergleich zu Lilly, der ich soeben diese Geschichte diktiere. Es ist jetzt 20 Minuten vor 5, und Lilly nützt bereits die kleinste Pause in meinem Diktat dazu, sich die Locken zu richten und an ihrer Bluse herumzuzupfen.

Gerade hat sie irgendeinen Kerl angerufen, um ihm mitzuteilen, daß sie ihn pünktlich 2 Minuten nach 5 treffen

wird. Das ist das einzige, woran sie denkt.

Ich frage mich, ob sie überhaupt merkt, daß diese Geschichte von ihr handelt.

Sie sitzt mit ausdruckslosem Gesicht an der Maschine und läßt nicht das geringste Anzeichen von Beteiligung erkennen.

Ich habe das Diktat beendet.

Lilly sitzt immer noch da, als warte sie auf eine Fortsetzung.

Stille.

»Aus?« fragt Lilly.

»Ja.«

Lilly erhebt sich wortlos und macht sich vor dem Spiegel zurecht.

Ich mache einen letzten Versuch: »Na? Wie gefällt sie Ihnen?«

»Wer?« fragt Lilly hinter ihrer Puderdose hervor.

»Die Geschichte.«

»Ja«, sagt Lilly, während sie den Deckel über die Maschine stülpt. »Schon ein wenig schwach, an manchen Stellen. Wir werden ein neues Farbband kaufen müssen.«

Dann eilt sie, ihre blonde Mähne schüttelnd, hochhackig davon.

Umwerfend, nicht?

# **RODEO DER STECKENPFERDE**

## ***Der Fisch stinkt vom Kopfe***

Eine gute Ehe fördert die Nebenbeschäftigung. Eine schlechte Ehe noch mehr. Das Hobby ist die beste Antwort eines ratlosen Ehemanns auf die Probleme seiner Frau.

Man kann also ruhig feststellen: welcher eingefleischte Ehemann hätte noch nie im Leben Briefmarken, Pfeifen, Münzen oder sonstiges Bargeld gesammelt? Wer hätte noch nie das Bedürfnis verspürt, die fünf Bücher Moses mit einer Stecknadel auf ein fingernagelgroßes Papier einzuritzen, oder den Tadsch Mahal aus türkischem Honig nachzubilden?

Was uns betrifft: hätten uns die Stocklers an jenem unglückseligen Donnerstag nicht eingeladen, so wäre ich heute noch ein halbgarer Ehemann. Die Stocklers jedoch haben uns eingeladen, und der Anblick, der sich uns gleich beim Betreten ihrer Wohnung bot, benahm uns den Atem. Überall standen traumhaft schöne Aquarien herum, die von innen farbenprächtig beleuchtet waren und deren kleine Bewohner sich offenkundig so wohl fühlten wie Fische im Wasser. »Das hat meinem Leben einen neuen Sinn gegeben«, sagte Stockler mit einer vor Dankbarkeit vibrierenden Stimme. »Ihr ahnt ja nicht, was für eine himmlische Nervenberuhigung davon ausgeht, sich einfach hinzusetzen und diese kleinen Geschöpfe anzuschauen ... nur anzuschauen ... nichts weiter ...«

Wir setzten uns einfach hin und schauten die kleinen Geschöpfe an, nichts weiter. Im zweiten Aquarium von rechts entdeckten wir einen ungewöhnlich schönen Fisch, dessen Schuppen in allen Regenbogenfarben glitzerten.

»Der da?« Stockler machte eine verächtliche Handbewegung. »Das ist eine der billigsten Sorten. Jeder, der

sie hat, will sie loswerden.«

»Warum?« fragte die beste Ehefrau von allen.

»Weil es so kindisch einfach ist, sie zu züchten! Hingegen –«, und Stockler deutete mit unendlich liebevoller Gebärde auf ein paar ordinäre, reizlos gestreifte Fische in einem anderen Behälter- »hingegen wissen nur die wenigsten Leute, wie man den berühmten Pyjama-Fisch züchtet.«

Nach und nach erfuhren wir, daß Stockler jeden einzelnen Fisch in seiner Wohnung persönlich großgezogen hatte, worauf er mit Recht sehr stolz war. Überflüssig zu sagen, daß er schon seit geraumer Zeit ganze Bataillone von Fischen an Masalgowitsch liefert, die führende Tierhandlung der Stadt, und daß ihm das nicht selten bis zu zweihundert Pfund einbringt. Nach der letzten Laichperiode, die offenbar besonders lebhaft verlaufen war, steigerte sich sein wöchentlicher Durchschnittsverdienst sogar auf dreihundert Pfund.

Die Fische begannen mir zu gefallen. Fische zu züchten ist ein sehr liebenswertes Hobby. Und so nervenberuhigend.

»Vor einem halben Jahr hatte ich ein einziges kleines Aquarium«, erinnerte sich unser Gastgeber mit verträumtem Lächeln. »Heute habe ich achtundzwanzig in verschiedenen Größen. Demnächst installiere ich zwölf weitere im Nebenzimmer, das nach unserer Scheidung leerstehen wird.«

»Machen die Fische nicht sehr viel Arbeit?«

»Arbeit?« Die Borniertheit meiner Frage ging sichtlich über Stocklers Fassungsvermögen. »Allerhöchstens fünf Minuten am Tag. Was brauchen diese süßen kleinen Kerle denn schon? Ein bißchen Verständnis, ein bißchen Aufmerksamkeit, das ist alles. Und ich kenne jeden

einzelnen von ihnen, als wäre er ein alter Freund.«

Bei diesen Worten steckte Stockler seinen Zeigefinger ins nächste Aquarium und gab einen gurrenden Laut von sich, worauf sämtliche Pyjama-Fische von Panik erfaßt wurden und in die entfernteste Ecke des Behälters stoben. Einige versuchten sich in den Bodensand einzugraben, an allen Flossen zitternd. Zwei trafen Anstalten, aus dem Wasser zu springen. »Sie sind schwanger, die Guten«, erläuterte Stockler. »Ich erwarte ungefähr tausend Fingerlinge ...«

Muß ich weitererzählen? Am nächsten Tag gingen die beste Ehefrau und ich zu Masalgowitsch.

»Willkommen in der großen, glücklichen Familie der tropischen Fischliebhaber!« begrüßte er uns. »Bei mir bekommen Sie alles, was Sie brauchen, und in der besten Qualität, die es gibt.«

Tatsächlich strahlte der ganze Laden die unverkennbare Atmosphäre professioneller Kennerschaft aus. Es wimmelte von Aquarien in allen erdenklichen und in jeder nur möglichen Ausführung, von Zubehör und Füllungen, von Schlingpflanzen und Algen und Korallenriffen, von elektrischen Spülapparaten und Unterwasserheizkissen. Angesichts der schier unübersehbaren Pracht hatten wir Mühe, eine Auswahl zu treffen, die unseren einigermäßen beengten Finanzverhältnissen halbwegs entsprach. Schließlich erstanden wir ein mittelgroßes Aquarium, das wir jedoch mit einer Vielfarbenbatterie und einer elektrischen Luftpumpe ausstatten ließen. Natürlich kauften wir auch die nötigen Spezialfilter zur Reinigung des Wassers. Und die nötigen Reinigungsutensilien. Und ein verstellbares Netz. Masalgowitsch überzeugte uns, daß wir auch eine Abkratzevorrichtung für Seitenwandalgen brauchten. Und ausreichende Mengen weißen Sandes, feinkörnig. Und einen Warmwasserkocher, der 25 Liter

faßte. Und einen Korb für Würmer.

Und Würmer. Denn der Wurm ist des Fisches Lieblingspeise.

»Daran darfst du dich nicht stoßen«, tröstete ich meine kleine Frau. »Auch die Eskimos essen Würmer. In manchen Provinzen Chinas gelten sie sogar als Delikatesse. Die Würmer, nicht die Eskimos.«

Meine kleine Frau, schweigsam wie nur sehr selten, begnügte sich mit der Mitteilung, daß sie weder ein Eskimo sei noch in einer chinesischen Provinz lebe. Ehrlicher Weise mußte man ja auch zugeben, daß diese Würmer, zumindest auf den ersten Blick, tatsächlich wie Würmer aussahen: längliche rote Fleischnudeln, die sich ununterbrochen krümmten und ununterbrochen gar nicht gut rochen ... nun ja. Schönes Wetter heute. Lieben Sie Mozart?

Als wir unsere Fracht abtransportieren wollten, erinnerte uns Masalgowitsch, daß es unter den gegebenen Umständen eigentlich üblich sei, auch Fische zu kaufen. Unsere Barschaft reichte gerade noch für zwei Pyjama-Fische. Mit kundigem Griff holte Masalgowitsch das glückliche Paar aus seinem Behälter hervor, tat es in ein Glas und überreichte es uns: »Sie sind leicht zu unterscheiden. Das Weibchen ist immer etwas größer als das Männchen.« Wir prüften unser Paar und stellten fest, daß sie beide absolut gleich groß waren.

»Kommt vor«, lachte Masalgowitsch. »Es ist ein besonders fettes Männchen und ein besonders mageres Weibchen. Aber seien Sie unbesorgt – sie werden Ihnen eine Menge kleiner Pyjamas schenken, die beiden Schlingel, hahaha ...«

Zu Hause installierten wir alles genau nach der

Gebrauchsanweisung. Als technisch begabter Ehemann war es mir ein Leichtes, die ein wenig lärmende elektrische Pumpe in Betrieb zu setzen und den Warmwasserkocher anzudrehen, damit unsere kleinen Lieblinge sich nicht erkälteten. Schwierigkeiten ergaben sich bei der Unterbringung der Würmer. Masalgowitsch hatte als geeigneten Aufenthaltsort den Kühlschrank empfohlen, aber die beste Ehefrau von allen drohte mit Hungerstreik, falls etwas dergleichen geschähe. Sie war als Kind sehr verhätschelt worden, und die Folgen einer so grundfalschen Erziehungsmethode müssen sich früher oder später zeigen. Unter dem Bett wäre genügend Platz gewesen, aber da wollte meine Frau – es ist nicht ihre Schuld, es ist die Schuld ihrer Eltern – unbedingt wissen, ob eine Garantie dafür bestünde, daß die Würmchen in der Nacht nicht vielleicht aus dem Körbchen kröchen und in unser Bettchen hinein ... Schließlich verbannten wir sie ins Badezimmer.

Am nächsten Morgen standen wir frühzeitig auf, denn wir konnten es kaum erwarten. Wir setzten uns einfach hin und schauten die kleinen Geschöpfe an, nichts weiter. Ihr Anblick wirkte im höchsten Grad nervenberuhigend, obwohl uns nach einiger Zeit auffiel, daß sie sich überhaupt nicht bewegten. Sie lagen auf dem Boden des Aquariums, mit den Bauchflossen nach oben. Sie waren – es ließ sich auf die Dauer nicht leugnen – tot. Als wir dem Vorfall nachgingen, entdeckten wir, daß das Wasser siedend heiß war. Wir hatten die beiden Pyjamas über Nacht gargekocht.

An diesem Punkt stellte sich uns ein Problem, mit dem es jeder tropische Fischliebhaber immer wieder zu tun bekommt: Wie wird man tote Fische los? Soll man sie zum Küchenabfall werfen? Die beste Ehefrau von allen erleichte bei dem bloßen Gedanken. Soll man sie im Hof

begraben? Wir wohnen im dritten Stock. Soll man sie der Katze des Wohnungsnachbarn geben? Er hat keine Katze. Man kann nur versuchen, sie dort, wo hinuntergespült wird, hinunterzuspülen.

Wir versuchten es, und es gelang. Dann gingen wir zu Masalgowitsch, um ihn von unserem Mißgeschick in Kenntnis zu setzen.

»Was ist Ihnen da eingefallen?« fragte Masalgowitsch tadelnd. »Seit wann läßt man den Boiler die ganze Nacht lang laufen. Hat man so etwas je gehört? Wissen Sie denn nicht, daß die Wassertemperatur unbedingt jede Stunde kontrolliert werden muß?«

Eine rasche Kopfrechnung nahm dieser Mitteilung viel von ihrem Schrecken: wenn man für jede Kontrolle nicht mehr als zehn Sekunden veranschlagt, würde das im Tag eine Gesamtsumme von fünf Minuten ergeben, ganz wie Stockler gesagt hatte. Beruhigt kaufte ich sechs neue Pyjamas, um den Wahrscheinlichkeitsquotienten für das Überleben eines Paares zu steigern. Was die Wassertemperatur betraf, einigte ich mich mit der besten Ehefrau von allen auf eine gestaffelte Kontrolle; sie kontrollierte die Temperatur bei Tag, in der Nacht hingegen wurde die Kontrolle von mir durchgeführt. Meine Frau lehnte jede weitere Mitarbeit ab und wünschte sogar das baldige Ende der sechs neuen Pyjamas herbei. Sie ist, wie ich schon angedeutet habe, ein verzogenes Kind.

So sitze ich denn allein vor dem Aquarium und sehe zu, wie sich die kleinen Geschöpfchen vermehren. Bisher haben sie sich zwar noch nicht vermehrt, aber jetzt muß es sehr bald losgehen.

Wieder ein kleines Mißgeschick. Es spielt keine Rolle, wirklich nicht, und ich erwähne es nur der Vollständigkeit

halber: Eines Morgens waren unsere Pyjamas mit einem weißen Punktmuster besät, kratzten sich wie verrückt und segelten mit einer deutlichen Schlagseite nach links durch das Aquarium.

»Tut mir leid, Kinder«, sagte ich. »Das ist eure Sache. Ich kann euch da nicht helfen.«

Als sie zwei Tage später jede Ähnlichkeit mit Fischen eingeüßt hatten und nur noch auf dem Rücken schwammen, entschloß ich mich zu einer Gegenmaßnahme und spritzte eine kleine Ladung DDT ins Wasser. Offenbar kam ich mit diesem vorzüglichen Einfall zu spät. Denn schon nach zwei Minuten stiegen die Fische an die Oberfläche und hauchten ihre Pyjamaseele aus. Ich stürzte zu Masalgowitsch, kaufte fünf neue Paare und brachte ihn durch geschickte Fangfragen so weit, daß er mir ein paar Geheimnisse aus dem Born seiner reichen Erfahrung preisgab:

»Sie müssen die Paare getrennt unterbringen. Jedes in einem eigenen Aquarium, sonst vermehren sie sich nicht. Oder würden Sie und Ihre Frau in einem Zimmer leben wollen, das Sie mit zehn Fremden teilen müssen?«

Der Vergleich hinkte. Die beste Ehefrau von allen lebte längst nicht mehr in einem Zimmer mit mir, schon seit jenem Tage nicht, da sie die Würmer auf meinem Schreibtisch gefunden hatte. Trotzdem dankte ich Masalgowitsch für seinen einleuchtenden Ratschlag und erwarb vier bequeme Behälter für verheiratete Pyjamas. Zu Hause stellte ich die Paare sorgfältig zusammen, immer einen fetten Pyjama mit einem mageren. Dann wartete ich darauf, daß sie sich zu vermehren begännen. Sie begannen sich nicht zu vermehren. Sie flirteten und knutschten ein wenig herum, aber zu einer seriösen Beziehung kam es nicht. Es machte den Eindruck, als wären alle Pyjamas Ehemänner. Und das war ein sehr

trauriger Eindruck.

Stockler erwies sich in diesen schweren Tagen als eine wahre Säule des Trostes und der Zuversicht. Er beschwor mich, den Glauben an die Zukunft nicht zu verlieren, und gab mir wertvolle Tips für die Pyjamazucht. Zum Beispiel sollte ich zwei Teelöffel feines Tafelsalz mit je drei Litern Wasser mischen. Ich mischte. Nichts rührte sich. Nur ein salzempfindlicher Pyjama biß mich in den Finger. Masalgowitsch machte mich auf einen verhängnisvollen Fehler aufmerksam: ich hatte vergessen, den Sand mit Regenwasser zu versetzen, das durch einen Seidenstrumpf passiert werden mußte. Ich passierte. Die beste Ehefrau von allen verließ die gemeinsame Wohnung. Von einer Pyjamavermehrung war nichts zu sehen. Stockler verriet mir einen alten Kunstgriff der japanischen Perlenfischer: kleine farbige Glasstückchen auf den Grund des Aquariums zu verstreuen. Ich verstreute. Die Pyjamas, statt für künftige Generationen zu sorgen, spielten mit dem bunten Glas und freuten sich sehr.

Daß es nach einiger Zeit trotzdem zu einem Zeugungsakt kam, war ein böser Irrtum: zwei ordinäre Goldfische hatten sich in einen der Behälter eingeschlichen, wahrscheinlich mit der letzten Lieferung von 30 Pyjamas. Das Ergebnis war eine Goldfischbrut von nicht weniger als 50 Exemplaren. Ich spülte sie die Toilette hinunter. Wollte ich Goldfische züchten? Ich wollte Pyjamas. Nur Pyjamas. Viele Pyjamas.

Dann erschütterte ein heftiger Schock die Welt der Fischzucht. Stockler war auf eine Bananenschale getreten und hatte sich ein Bein gebrochen.

Ich besuchte ihn an einem der nächsten Abende. Als ich seine von neugeborenen Pyjamas überquellende Wohnung sah, verlor ich den letzten Rest meiner Selbstbeherrschung und fiel auf die Knie.

»Stockler«, schluchzte ich. »Lieber, lieber Stockler. Es muß da irgendein Geheimnis geben, ein altes Ritual, das vielleicht schon den Drusen bekannt war und das auch du und Masalgowitsch kennen. Aber du verbirgst es vor mir. Warum solltest du auch etwas preisgeben, was du in langen Jahren aufreibender Forschungsarbeit entdeckt hast. Trotzdem bitte ich dich, Stockler: sag's mir. Hab Erbarmen. Was ist es? Was muß man tun, damit sich die Pyjamas vermehren? Erlöse du mich um Gottes willen, Stockler!«

Stockler sah mich lange an. Es fiel ihm schwer, seine innere Erregung zu meistern. Endlich sagte er: »Geh nach Hause und löse die Schale einer halbverfaulten Banane in Benzin auf. Laß die Flüssigkeit verdampfen, warte, bis der Rückstand getrocknet ist und pulverisiere ihn. Eineinhalb gehäufte Teelöffel auf zwei Liter Wasser ...«

Wie von Furien gejagt, sauste ich nach Hause – nein, zuerst zu Masalgowitsch. Die Rolläden vor seinem Laden waren bereits heruntergelassen. Ich stürzte zur Hintertür. Sie war geschlossen. Durch das Guckloch sah ich Masalgowitsch im Zwielflicht eines Ladenwinkels stehen. Er griff gerade in eine große Kiste mit der Aufschrift »Made in Germany«. Was er aus der Kiste hervorzug, waren kleine Nylonsäckchen. Und was in den kleinen Nylonsäckchen wimmelte, waren lauter kleine Pyjamas. Mit einem heiseren Aufschrei warf ich mich gegen die Tür. Sie barst. Schreckensbleich starrte mich Masalgowitsch an.

»Ich ... ich kann nichts dafür«, stammelte er.

»Wer weiß denn schon, wie sich diese verdammten Viecher vermehren ... Aber in Hamburg gibt es ein Versandhaus, das liefert in die ganze Welt. Auch an mich. Erst gestern hat Herr Stockler 250 Fingerlinge bei mir gekauft. Wenn Sie wollen, können Sie mir einen Wechsel

geben, so wie er. Ich sag's keinem Menschen ...«

Das also war das Ritual der alten Drusen. Das war Stocklers Geheimnis. Vermehrung durch die Post.

»Was kostet die ganze Kiste?« fragte ich.

Wenige Tage später besuchte mich Stockler. Ich fiel ihm um den Hals, und Freudentränen glänzten in meinen Augen.

»Ich danke, mein Freund. Ich danke dir aus tiefstem Herzen. Die Bananen-Benzin-Mischung hat Wunder gewirkt!«

Stockler stand sprachlos. Sein Blick wanderte langsam über die sechzehn Aquarien, die alle Ecken meines Zimmers füllten und in denen sich Unmengen munterer Pyjamas tummelten. Plötzlich begannen seine Augenbälle wild zu rollen, wie das unmittelbar vor Ausbruch eines Tobsuchtsanfalls üblich ist. Dann, mit einem unartikulierten Aufwimmern, stürzte er davon.

Gestern traf ich ihn bei Masalgowitsch. Er übersah meinen Gruß. Mich ließ das gleichgültig. Einen erfahrenen Fischzüchter wie mich kann man nicht so schnell beleidigen. Mit demonstrativer Selbstverständlichkeit kaufte ich sieben Behälter und verließ den Laden mit dem festen Schritt eines Fachmanns, der ganz genau weiß, wie man Fische kauft und Aquarien züchtet.

## ***Trommeln und Tschinellen***

Diesmal waren wir bei den Spiegels eingeladen, unseren guten und nahrhaften Freunden. Während wir uns durch das hervorragende Abendessen hindurchkauten, fragte uns die Gastgeberin, ob wir nicht ein wenig stereophonische Musik hören möchten. Ohne unsere Antwort abzuwarten, schaltete sie den Apparat ein, und im nächsten Augenblick flutete von allen Seiten Musik durch den Raum. Aus dem Lautsprecher in der rechten Ecke des Zimmers drangen gewaltige Mengen von Blech, von links kamen Zimbeln und Trommeln in der Stärke von ungefähr 12 Megatoneinheiten. Hastig würgten wir die letzten Bissen hinunter und sausten ab, noch mehrere Straßenzüge lang von dröhnenden Paukenschlägen verfolgt.

Zu Hause wandte sich die beste Ehefrau von allen an mich: »Ephraim – warum haben *wir* kein Stereo?«

»Erstens«, antwortete ich, »ist unser Plattenspieler sehr gut. Und zweitens«, antwortete ich, »hast du offenbar vergessen, daß wir uns vorgenommen haben, in der nächsten Zeit keine überflüssigen Luxusgüter anzuschaffen.«

Der Tontechniker Avigdor, dem ich am nächsten Tag zufällig in seinem Laden begegnete, dampfte nur so von Höflichkeit und Sachverstand. Er erklärte mir die Nachteile der lächerlichen altmodischen Plattenspieler, die nichts als Mono hervorbrächten – und das sei in unserem technisch fortgeschrittenen Zeitalter einfach untragbar. Sogar der staatliche Rundfunk sende längst nur mehr Stereomusik, sagte er. Dann führte er mir das neueste, soeben eingetroffene Modell vor, das er als »automatischen Stereoplattenspieler« bezeichnete, und

händigte mir eine farbige Broschüre aus, die eine genaue Beschreibung des kleinen Wunders enthielt.

»Vertikale und horizontale Tonarmeinstellung«, hieß es dort unter anderem. »Oszillograph-kontrollierter fotoelektrischer Stromkreis mit Servosystem und Digital-Computer auf Patronenbasis.«

Ich machte Avigdor darauf aufmerksam, daß ich keinen Aeroplan kaufen wollte, sondern einen Plattenspieler. Er entgegnete mir, daß dieses Modell eines der einfachsten und billigsten auf dem Markt sei. Ich erwarb es gegen eine erhebliche Anzahlung und 36 Monatsraten.

Zu Hause legte ich unsere einzige Stereoplatte, den Parademarsch des Nahalregiments, auf den automatischen Stereoplattenteller, im folgenden kurz ASP genannt, und wartete. – Nichts geschah. Man hörte nur das leise Summen der Nadel.

Meine Familie reagierte auf die stereophonische Stille durchaus unfreundlich, und mein Sohn Amir, der bekanntlich rothaarig ist, gab der Vermutung Ausdruck, daß ich einen Plattenspieler für Taubstumme gekauft hätte, hahaha.

Ich rief Avigdor an und teilte ihm mit, daß der ASP, der in seinem Laden so wunderschön geklungen hatte, bei uns zu Hause keinen Ton von sich gab.

»Das darf Sie nicht wundern, lieber Herr«, belehrte mich Avigdor. »Seit wann funktionieren Plattenspieler ohne Lautsprecher und Verstärker?«

Ein Stereo ohne Verstärker ist, wie sich zeigte, ein Ping ohne Pong. Folglich bestellte ich bei Avigdor einen Verstärker und zwei Lautsprecher für links und rechts. »18 Watt je Kanal«, verkündete die beigelegte Aufklärungsbroschüre in rotem Druck, »0,03 % Harmonieverzerrung« in Grün, und »20-50000 Hz Frequenzempfänglichkeit« in

Ultramarin. Diese letzte Angabe erläuterte Avigdor wie folgt: »Der Apparat garantiert einen ungeheuren Umfang der Klangwiedergabe. Sie hören jede Nuance, vom tiefsten Brummen der Baßgeige bis zum höchsten Wimmern der Querflöte.«

So ausgerüstet, setzte ich die Wundermaschine aufs neue in Betrieb. Das Ergebnis war von dem vorangegangenen mit freiem Ohr nicht zu unterscheiden. Es belief sich auf 0,0.

Abermals rief ich Avigdor an.

»Kein Wunder«, sagte er abermals. »Sie brauchen einen Vorverstärker.«

»Warum haben Sie mir das nicht gleich gesagt?«

»Andere Kundschaften wissen so etwas von selbst. Ich kann ja nicht an alles denken.«

Der Vorverstärker wirkte sich zwar recht günstig auf die Tonstärke aus, riß jedoch ein gewaltiges Loch in unser bis dahin auf Mono eingestelltes Haushaltsbudget. Außerdem erwies sich, daß das Nahalregiment eines Tonaussteuerungsschalters bedurfte, um seinen Empfindlichkeitskoeffizienten auf 180000 Hz zu steigern – eine imposante Ziffer, wie sie der fortschreitenden Technisierung angemessen ist.

»Jetzt«, sagte Avigdor, »näher Sie sich der audiophonischen Vollkommenheit.«

Das stimmte nicht ganz. Etwas fehlte noch, zum Beispiel ein wechselseitiger Balanceregulator. Er wurde angeschafft und dem ständig wachsenden Drahtdschungel in unserem Wohnzimmer angefügt. Aber die von ASP & Co. produzierten Töne blieben immer noch dürftig. Es tröstete uns nicht, daß die Trommeln von links kamen und die Tschinellen von rechts. Und das Schlimmste: Wir konnten die kostspielige Anlage keinem Besucher

vorführen. Das aber war doch von Anfang an der ganze Sinn und Zweck unserer Stereoinvestition gewesen.

Wir begannen zu experimentieren, stellten den Trommellautsprecher auf das Bücherregal und die Tschinellen unter den Tisch, konstruierten eine kunstvolle Verbindung mit dem elektrischen Mixer in der Küche, schalteten sogar die Waschmaschine ein – aber nichts von alledem half.

Nach einer kurzen, aber ergebnisreichen Konferenz mit der besten Ehefrau von allen ging ich zu Avigdor und gab ihm mit fester Stimme bekannt, daß ich das ganze Schaltwerk zurückzugeben wünschte.

Avigdor empfahl mir, keine vorschnelle Entscheidung zu treffen. Er hätte soeben eine neue quadrophonische Detektoranlage bekommen, die eine phantastische Verbesserung gegen die bisherige – Nachdem er sich von meinem spontanen Griff nach seiner Gurgel befreit hatte, gab er endlich klein bei.

»Es gibt überhaupt keine Verbesserung mehr«, gestand er. »Es gibt nur noch neue Namen für das, was sowieso schon da ist. Von Montag bis Donnerstag heißt es ›Panascop-Supersonic‹, für den Rest der Woche ›Superscop-Panasonic‹. Was es bedeuten soll, weiß ich nicht.«

Avigdor dauerte mich. Ich überließ ihn seinem Stereophonischen Elend und begab mich in das meine zurück, das ungefähr die Hälfte unseres Wohnzimmers ausfüllte. Den Ohren hatte das monströse Arrangement zwar nichts zu bieten, dafür den Augen um so mehr. Und seit wir für die einzelnen Bestandteile insgesamt 12 Plexiglasgehäuse erworben haben, thront das Ganze wie ein imposantes Statussymbol über unserer Wohnungseinrichtung. Es ist das, was man totale Dynamik-Balance nennt.

Nicht minder imposant sind die Folgen für unser Budget.  
Ausgang: 8734 Pfund. Eingang: Trommeln und  
Tschinellen.

## ***Chamsin und Silberrausch***

Auch die Malerei ist ein hübsches Hobby, besonders im Sommer.

Es war ein Tag, an dem der brennende Wüstenwind wehte, den wir Chamsin nennen, und die Luft nur aus heißem Sand zu bestehen schien, als die beste Ehefrau von allen tief aufseufzte und sprach: »Oh Gott, welche Hitze ... Da fällt mir etwas ein. Unser Petroleumofen ist so verrostet, daß ich am liebsten vor Schani versinken möchte, wenn wir Gäste haben ...«

Ich gab keine Antwort, denn ein plappernder Ehemann ist wie ein Brunnen ohne Wasser, oder umgekehrt.

Statt dessen beschloß ich, meiner Frau eine Freude zu machen und den Ofen mit Silberlack anzustreichen. Und selbstverständlich würde ich das alles selbst machen, wie es neuerdings Mode geworden ist.

In einem Farbengeschäft in Jaffa kaufte ich eine große Dose »garantiert feuerfesten Silberaluminiumlack« und einen mittelgroßen Pinsel, solcherart meinem Vorhaben alle technischen Grundlagen sichernd.

Am nächsten Morgen täuschte ich mit Hilfe des immer noch anhaltenden Chamsin tiefen Schlummer vor, bis die beste Ehefrau von allen sich an die Arbeit begeben hatte (irgend jemand muß schließlich unsere tägliche Einkommenssteuer verdienen). Dann stand ich auf. Vorschriftsmäßig öffnete ich die Zinndose mit der glitzerndsilbrigen Flüssigkeit darinnen, sorgfältig strich ich den Ofen. Der Lack saß ihm wie angegossen und machte allen Schmutz und Rost vollkommen unsichtbar. Meine natürliche Bescheidenheit zwingt mich zu dem

Bekenntnis, daß auch ein mittelmäßig intelligenter Schuljunge diese Leistung zustande gebracht hätte, denn der garantiert feuerfeste Silberaluminiumlack ist ein so hervorragendes Präparat, daß man damit einfach nichts verpatzen kann.

Die Arbeit machte mir große Freude. Ich wartete gar nicht ab, bis »der erste Belag vollkommen getrocknet« war – zufolge der bürokratischen Gebrauchsanweisung dürfte man nämlich erst dann die zweite Schicht auflegen. Ich legte sie, um sicher zu gehen, sofort auf, und eine dritte obendrein.

Da meine Hände nun schon recht kräftige Spuren der geleisteten Arbeit trugen und die Büchse noch nicht annähernd leer war, begann ich Umschau zu halten, ob nicht noch andere Gegenstände in unserer Wohnung der Restauration bedürften. Ich fand und lackierte zwei schäbig gewordene Türklinken, einen tropfenden Wasserhahn und drei Aluminiumkochtöpfe, die nachher wie neu aussahen; ferner einen Kaktustopf samt Kaktus, den Küchentisch, zwei Fußschemel, einen Aschenbecher, einen Schuhlöffel und andere Kleinigkeiten. Dann wollte ich aufhören, denn ich hatte das Gefühl, ein wenig ins Extreme zu geraten.

Aber da fiel mein Blick zufällig auf das von abgeblättertem Lack verunzierte Gestell meines guten, treuen Motorrads – und binnen kurzem erglänzte das Rad in neuer Stromlinienpracht. Jetzt gab es für mich kein Halten mehr. Zweifellos unter der Einwirkung des Chamsin verlor ich jede Selbstbeherrschung und erfüllte mir den lang gehegten Wunsch, das abscheuliche Linienmuster unseres Kachelfußbodens durch reizvoll unregelmäßige Karos zu ersetzen. Die Kontrollkapazität meines Hirns ließ immer mehr nach. Schon kniete ich aufs neue vor dem Ofen und applizierte ihm einen weiteren,

vierten Silberbelag. Jetzt merkte ich, wie stillos es war, nur zwei silberne Türklinken zu haben, und versilberte auch alle übrigen und die Fenstergriffe dazu. Dann kamen die Bilderrahmen an die Reihe, wobei ich mich nicht enthalten konnte, unseren Kunstdruck der Mona Lisa ein wenig zu verbessern; ich versah sie mit einem Silberlamekleid, das viel besser zu ihrem schwachsinnigen Grinsen paßte. Während ich den Radioapparat lackierte, fiel mir auf, daß meine Schuhe mit silbernen Pünktchen gesprenkelt waren, was nicht hübsch aussah; ich bedeckte sie zur Gänze mit Silber. Wie schön sie doch glänzten! Es ist zum Staunen, daß noch niemand auf den Einfall gekommen ist, Aluminiumschuhe herzustellen. Sie würden zum dunklen Anzug hervorragend passen.

Nachdem ich die achtzehn Bände der Encyclopedia Britannica in Silber getaucht hatte, machte ich aber wirklich Schluß und ließ nur noch einigen Stehlampen die Verschönerung zukommen, auf die sie mir Anspruch zu haben schienen. Dazu mußte ich eine Leiter ersteigen. Seltsam: nachher hätte ich schwören mögen, es wäre eine Aluminiumleiter, obwohl ich doch ganz genau wußte, daß es eine gewöhnliche hölzerne Leiter war. Während ich oben stand, verschüttete ich ein wenig Lack auf unseren Perserteppich. Zu meiner Freude entdeckte ich jedoch, daß der Teppich eine außergewöhnliche Saugfähigkeit für Silberlack besaß – ein neuer Beweis für die wachsende Qualität unserer Kibbuzindustrie.

Als mein Vorhaben, unseren Petroleumofen zu lackieren, bis zu diesem Punkt gediehen war, erledigte ich noch rasch die Regale in unserer Küche, die Handtaschen meiner Frau sowie meine eigenen Krawatten und verwandelte den Kaninchenpelz meiner Schwiegermutter in einen Silberfuchs. Jetzt litt es mich nicht länger im Haus. Vor Seligkeit taumelnd, begab ich mich in den

Garten, wo ich ein paar jungen Setzlingen täuschende Ähnlichkeit mit kleinen Silberpappeln verlieh und die ersten Silbernelken züchtete. Beim Versilbern unserer Fensterläden überraschte mich der Briefträger, dem ich durch einen leichten Silberbelag auf den Schläfen zu distinguiertem Aussehen verhelfen wollte. Aber der arme Kerl begriff das nicht und entfloh unter heiseren Schreckenslauten, wobei er eine Menge eingeschriebener Briefe auf unserem Silberrasen verstreute.

Ich war gerade dabei, die Wände unserer Wohnung auf den allgemeinen Charakter des Hauses abzustimmen, als die Türe sich öffnete und die beste Ehefrau von allen auf der Schwelle stand.

»Entschuldigen Sie«, sagte sie höflich. »Ich muß mich in der Türe geirrt haben.« Und sie wollte sich wieder entfernen.

Mit knapper Not konnte ich sie zurückhalten, um sie nach und nach davon zu überzeugen, daß sie sich tatsächlich in unserem Heim befinde und daß ich ihr mit diesen kleinen Verschönerungen nur eine frohe Überraschung hätte bereiten wollen. Sie war überrascht, nicht aber froh und ließ mich wissen, daß sie bis zur Entscheidung des Gerichts in ein Hotel ziehen würde. Zum Glück konnte sie ihre Habseligkeiten nicht packen, weil alle Koffer mit frischem Silberlack bedeckt waren und sich nicht öffnen ließen. Während sie zusammenbrach und haltlos vor sich hinschluchzte, fand ich noch ein wenig Silberlack für ihre Nägel. Dann war die Dose leer.

## ***Maß für Maß***

Es gibt ein spezielles, in gewissen Gegenden gepflegtes Hobby, das nur gruppenweise und ausschließlich von verheirateten Paaren ausgeübt wird. Und meistens bei mir zu Hause.

Eine ausgewählte Schar von Gästen hatte sich in unserem Salon versammelt, lauter hochklassige, gebildete, intelligente Persönlichkeiten: Dr. Schoschana, der angesehene Internist, Joseph Mogilewski, der allseits geschätzte Ästhet, Ivan Berez-Tap, der bekannte Zeitungsherausgeber, und einer unserer Kibbuz-Freunde, der gerade einen Offizierskurs in Tel Aviv absolvierte.

Seit Jahren hatte mich die beste Ehefrau von allen geplagt, ein paar nette, wichtige Leute zu uns einzuladen. »Sonst verkümmern wir ja«, sagte sie immer wieder. »Wir müssen Anschluß an die maßgebenden Kreise finden.« Und jetzt war es endlich soweit.

Dr. Schoschana begann die Unterhaltung, wobei er sogleich seine distinguierte Weitläufigkeit durchschimmern ließ: »Ein hübscher, großer Raum, den Sie da haben. Viel größer als der städtische Durchschnitt. In den alten Häusern maßen die großen Zimmer bestenfalls 4,5 mal 4 mal 3,5 und die kleineren in der Regel nicht mehr als 3,2 mal 3 mal 3,5. Ihr Salon hingegen mißt, wie mir scheint, mindestens 5 mal 4,5 mal 3,5.«

»Das glaube ich nicht«, widersprach Ivan Berez-Tap. »Mein Salon mißt 4,5 mal 4,5 mal 3 und kommt mir bedeutend größer vor als dieser hier. Aber das wird sich ja feststellen lassen.«

Damit erhob er sich und, einen Fuß behutsam vor den

anderen setzend, schritt oder besser trippelte er die Länge des Zimmers ab. Wir folgten ihm mit angehaltenem Atem. Das Resultat betrug 16 Schuh und 1 Absatz. Er gab es triumphierend bekannt.

»Die Länge meines Schuhs«, erläuterte er, »ist 28 Zentimeter. Das heißt, daß dieses Zimmer nur 4,5 Meter lang ist.«

Wir hätten uns mit dieser Auskunft des namhaften Publizisten glatt zufriedengegeben, aber da machte ihn seine Gattin Selma drauf aufmerksam, daß er heute nicht seine tatsächlich 28 cm langen Schlangenlederschuhe trug, sondern die neuen schwarzen, die besonders bei feuchtem Wetter mit mindestens 29 cm zu veranschlagen waren.

Das peinliche Schweigen wurde von Joseph Mogilewski gebrochen: »Zählen wir doch ganz einfach die Parkettfliesen. Auf die kann man sich bei jedem Wetter verlassen. Eins, zwei, drei, vier ...«

Es ergab sich eine Gesamtsumme von 22 Fliesen der Länge nach und 19,5 der Breite nach, nicht gerechnet die Zwischenräume zu je einer Viertelfliese. Wir mußten zweimal nachzählen, weil Berez-Tap 417 als Endziffer herausbekommen hatte und Mogilewski 418.

»Dann sind's also 48 Kubikmeter«, resümierte der Offiziersaspirant Gad. »Da unser Speisesaal 225 Kubikmeter hat, würde dieses Zimmer ungefähr fünfmal hineingehen.«

»Aber, aber!« Dr. Schoschana wies den leichtsinnigen Kadetten indigniert zurecht. »Dieses Zimmer ist weit entfernt von 48 Kubikmetern. Es hält keinen Vergleich mit den 52 Kubikmetern meiner Veranda aus. Wie hoch ist es denn eigentlich?«

Wir brachten einen Besen und verwendeten ihn als Meßlatte. Das Zimmer war 2,5 Besen hoch, der Besen war

6 Fliesen und 1 Schuh lang, und daraus ergab sich eine Zimmerhöhe von rund 3 Metern, wenn man eine 20-cm-Fliese als Maßeinheit nahm.

»Unmöglich!« Berez-Tap konnte seine Erregung nur schlecht meistern. »Ausgeschlossen! Da muß ein Irrtum passiert sein. Überprüfen wir das Ergebnis. Wenn Selma mich an den Hüften hochhebt, erreiche ich mit ausgestreckten Armen eine Höhe von 2,70 in ...«

Selma hob ihn an den Hüften hoch, und wirklich: zwischen Berez-Taps Fingerspitzen und der Decke klappte die Länge eines ganzen Besens.

Damit waren die Maße des Zimmers endgültig klargestellt: Höhe 3,50 m, Rauminhalt 56 Kubikmeter.

Die beste Ehefrau von allen brachte Erfrischungen auf einem Tablett der Größe 55 mal 25, und die Konversation nahm ihren Fortgang.

»Gestern hatte ich ein interessantes Erlebnis«, berichtete Mogilewski. »Ich besuchte einen unserer bedeutendsten Maler, den Namen möchte ich nicht verraten -.«

»Augenblick!« unterbrach Dr. Schoschana.

»Mißt sein Atelier 8 mal 6 mal 4,5?«

Mogilewski nickte bestätigend: »Dann wissen Sie also, wen ich meine. Ich beschäftige mich nämlich mit einer Studie über die Arbeitsbedingungen unserer Künstler. Daher mein Interesse für die Maße dieses Ateliers. Ich habe sie aufgeschrieben: Länge 48 Meter, Breite 37 Meter, Höhe 12 Schuhlängen.«

»Sind Sie vielleicht die Wand hinaufgeklettert?«

»Sehr witzig. Natürlich nicht. Ich habe einen Schuh ausgezogen und mich auf einen Sessel gestellt. Genügt Ihnen das? Übrigens ist mein Schuh 19 cm lang.«

»Das ergibt 169 Kubikmeter für das Atelier«, ließ

abermals Gad sich vernehmen. »Dreimal so groß wie dieses Zimmer.«

»Hören wir doch endlich auf, über dieses Zimmer zu reden!« Dr. Schoschana ließ deutliche Anzeichen von Unwillen erkennen. »Für halbwegs intelligente Menschen müßte es doch noch andere Gesprächsthemen geben. Schließlich weiß jedes Kind, daß im Nordbezirk von Tel Aviv die Mindestlänge eines Zimmers 5 Meter betragen muß!«

Ehe wir uns dessen versahen, lag der bekannte Internist auf dem Bauch, stützte sich mit den Fußsohlen gegen die Wand und markierte mit seiner Füllfeder die Stelle, wo sich sein Scheitel befand, auf den Fliesen. Diesen Vorgang wiederholte er ein zweites und ein drittes Mal. Dann hatte er die gegenüberliegende Wand erreicht und stand wieder auf: »Da haben wir's. Ich bin 1,65 groß. Dreimal 1,65 macht 4,95. Ein Irrtum von 5 Zentimetern bleibt innerhalb der Toleranzgrenze. Sie werden zugeben, daß es keinen Sinn hat, über diesen Punkt noch länger zu streiten.«

Das konnte niemand leugnen, und eben darum bemächtigte sich unserer Gäste spürbare Übellaune. Ein richtiges Gespräch kam nicht mehr in Fluß. Es war auch schon spät geworden.

Als sie gegangen waren, schüttelte die beste Ehefrau von allen den Kopf: »Und so was hält sich für die Intelligenz unseres Landes«, murmelte sie.

Dann legte sie sich mit ausgestreckten Armen auf den Fußboden und robbte bis zur Markierung I weiter.

Habe ich Hobby gesagt?

Man könnte es auch anders nennen ...

## ***Die edle Kunst »Karate«***

Sport ist sehr wichtig für eine Ehe. Er gibt Gesundheit, Kraft und Alibi. Für einen echten Mann, wie es der Autor dieses Buches zweifellos ist, ist Karate gerade gut genug.

Zumindest für einen Tag.

An besagtem Tag nämlich betrat ich den Trainingssaal in Gideons Karate-Institut auf Zehenspitzen, weil man vorher die Schuhe ausziehen muß. Der Fußboden ist mit Matten aus mongolischem Gras bedeckt, die einen anheimelnden Eindruck machen. Rings an den Wänden hängen Bilder von Gideon in verschiedenen Karate-Positionen, ferner von koreanischen Champions, die mit einer Hand das Horn eines Ochsen brechen, und von hilflos daniederliegenden Ochsen.

Auf den Matten trainierte gerade die sogenannte »Intellektuellengruppe«, bestehend aus einem Mathematiklehrer, einem Opernsänger, einem Innenarchitekten, dem Großindustriellen Zwecker und einem mir unbekannten Neuling. Die anderen Schüler Gideons befanden sich in häuslicher Pflege.

Alle Anwesenden waren barfuß und trugen über ihren weißen Kimonos verschiedenfarbige Gürtel, je nach dem Grad ihrer Ausbildung: weiß, gelb, orange. Alex, so wurde mir gesagt, hat es bereits zu einem grünen Gürtel gebracht, liegt aber noch im Gipsverband.

Ich setzte mich auf eine Bank am entfernten Ende der Halle, um keine überflüssige Aufmerksamkeit zu erregen.

Kurz nach 17 Uhr begann der Boden unter unseren Füßen zu zittern. Gideon trat ein. Er trug einen schwarzen Gürtel.

Sofort gaben seine Schüler eindrucksvolles Zeugnis der Disziplin, die er ihnen beigebracht hatte. Sie fielen auf die Knie, beugten den Oberkörper nach vorn und riefen »Hei«, was auf japanisch soviel bedeutet wie »Hei«.

Gideon kündigt an, daß er zu Beginn den »Schekutschu-Otschikawa«-Schlag demonstrieren wolle, der in schrägem Winkel gegen die Kehle geführt wird. Er macht zwei rasche Schritte vorwärts, stößt einen markerschütternden Schrei aus und läßt die Hand wie ein Beil durch die Luft sausen.

Aus der Schar der Schüler tritt der Innenarchitekt hervor und bittet, für heute vom Training dispensiert zu werden. Er habe Rheuma.

Gideon dispensiert ihn. Der Innenarchitekt nimmt erleichtert an meiner Seite Platz.

Unterdessen schweift Gideons Adlerblick über die Gruppe der Schüler. Jeder duckt sich, jeder versucht, sich hinter dem Rücken eines anderen zu verstecken, jeder scheint sagen zu wollen:

»Warum gerade ich?«

Gideon entscheidet sich für den jungen Großindustriellen: »Stehen Sie gerade und rühren Sie sich nicht. Ich werde Ihnen nicht wehtun. Ich führe nur die Theorie des Griffs vor. Halten Sie still.«

Er nimmt Augenmaß, konzentriert sich, springt mit dem ohrenbetäubenden Aufschrei »Johaa!« vorwärts und landet einen fürchterlichen Schlag auf das Genick des Wehrlosen. Dieser, höchlichst bestürzt, weicht zurück, aber schon hat ihn Gideons langer Arm ein zweitesmal erreicht. Mit einem dumpfen Knall bricht das Opfer zusammen und kriecht auf allen vieren in den Duschaum. »Man muß lernen, Hiebe einzustecken«, raunt mir der dispensierte Innenarchitekt sachkundig und nicht ohne

Schadenfreude zu.

»Wer keine Hiebe einstecken kann, wird nie Karate lernen.« Und er deutet wie zur Bekräftigung auf seine gelbe Bauchschräge.

Im weiteren Verlauf erfahre ich, daß Gideon auf dem Fußboden eines ungeheizten Zimmers schläft, Fleischesser ist und kein Telefon hat. Seine Schüler sind ihm blind ergeben, besonders seit er ihnen den »Nihutschu-Kokita«-Schlag gezeigt hat, der gegen die Augen geführt wird. Sie folgen ihm überallhin, in der geheimen Hoffnung, daß irgendwo, vielleicht auf einem Supermarkt oder im Kino, irgend jemand, vielleicht eine Schlägerbande, sich über Gideon hermachen wird. Aber das ist noch nie geschehen. Jeder Rowdy in der Stadt kennt Gideon. Einmal, in einem Kegelklub, begann eine aus acht finsternen Gesellen bestehende Bande zu randalieren. Gideon wurde eilends aus einem nahe gelegenen Kaffeehaus herbeigeholt. Bei seinem Eintritt machten die Radaubröder Miene, sich mit geballten Fäusten, Sesselbeinen und Schlagringen auf ihn zu stürzen. Es sah ganz danach aus, als ob endlich etwas geschehen sollte. Aber da sagte Gideon ganz ruhig: »Ich heiße Gideon« – und die Bande löste sich in ihre Bestandteile auf und ließ sich nie wieder blicken.

Eben jetzt demonstriert Gideon den »Yoko-Kyaga«-Schlag. Die meisten der Schüler kleben bereits an der Wand. Vor ihrem geistigen Auge zieht kaleidoskopartig ihre Kindheit vorüber. Nur der Neuling ist noch übrig. An ihn wendet sich Gideon: »Passen Sie auf. Meine Schultern liegen in einer Linie mit meinen Hüften, mein Standbein ist rechtwinkelig aufgesetzt, mein Trittbein ist gestreckt. Bewegen Sie sich nicht. Ich werde Sie nicht berühren. Ich deute nur an, wie der Schlag geführt wird. Halten Sie still.«

Noch während er spricht, retiriert der Neuling in immer wilderen Sprüngen, Gideon mit einem brüllenden »Mikshoda!« hinter ihm her, bis er ihn mit dem gestreckten Bein erreicht hat, die Schultern in einer Linie mit den Hüften. Ein markiger Tritt in den Hintern befördert den Neuling gegen die Wand. Da sich an dieser Stelle zufällig die Türe befindet, kommt er nicht mehr zurück.

Ich beginne zu verstehen, warum diese Klasse so wenig Schüler hat.

»Gideon behandelt uns mit Glacehandschuhen, weil wir Intellektuelle sind«, informiert mich der Innenarchitekt. »Sie sollten ihn mit den jungen Kibbuzniks arbeiten sehen ...«

Je länger ich Gideon beobachte, desto klarer glaube ich zu erkennen, worin das Geheimnis des Karate besteht: es ist der japanische Schrei. Eine Erinnerung an meine Schulzeit steigt in mir auf, an einen Knaben namens Tibor Gondos, der jede Klasse mindestens zweimal machen mußte. Und dabei war er nicht einmal ein besonders guter Fußballer. Aber als Raufbold war er sehr gut. Wenn er sich anschickte, jemanden zu verprügeln, verzerrte sich sein Gesicht mit den blutunterlaufenen Augen zu einer grauenhaften Grimasse, und wenn er dann wirklich losging, stieß er einen so furchtbaren Schrei aus, daß die meisten seiner Gegner sofort klein beigaben. Sie ahnten nicht, daß sie einem geborenen Karate-Meister unterlegen waren. Ein Wütender oder einer, der die Wut überzeugend spielen kann, ist jedem Gegner von vornherein überlegen. Danach richtet sich ja auch die Farbe des Gürtels. Der junge Neuling zum Beispiel wird lange einen blütenweißen Gürtel tragen ...

Noch ehe meine Überzeugung, daß alles vom richtigen Brüllen abhängt, sich gefestigt hat, belehrt mich der

Innenarchitekt eines anderen.

»Konzentration ist alles«, sagt er. »Eigentlich besteht das ganze Karate nur aus Konzentration. Vorige Woche provozierte Jobbi Katschkes, unser Schwergewichtsmeister im Ringen, einen Streit in einem Restaurant in Jaffa. Er war schon ein wenig betrunken. Und an wen geriet er? An ein Mitglied der japanischen Handelsdelegation, die zur Mustermesse nach Tel Aviv gekommen war. Er nannte ihn einen gelben Affen, schüttete ihm Bier ins Gesicht, schnitt Grimassen und benahm sich überhaupt wie ein Irrer. Der Japaner lächelte höflich und schwieg. Sie wissen ja, Japaner sehen wie Kinder aus, klein und zierlich, nichts als Haut und Knochen, man fürchtet sich in die Suppe zu blasen, wenn einer in der Nähe ist, vielleicht bläst man ihn weg. So weit, so gut. Plötzlich macht Katschkes eine ordinäre Bemerkung zu einer Dame der japanischen Delegation. Da steht der kleine Japaner auf, ganz ruhig, macht einen Schritt zurück, verlegt sein Gewicht auf das linke Bein, hebt die rechte Hand ungefähr bis zur Hüfthöhe – und bevor man weiß, was geschieht, greift er in seine Tasche und bespritzt Katschkes aus einer Pistole mit Tränengas. Was soll ich Ihnen viel erzählen – unser Schwergewichtsmeister ist zu Boden gegangen und hat geheult wie ein kleines Kind. Hübsch, nicht?«

»Sehr hübsch«, bestätigte ich. »Aber was hat das mit Karate zu tun?«

»Katschkes hat Karate gelernt, aber er konnte sich nicht konzentrieren. Ganz wie ich sagte. Es hängt alles von der Konzentration ab ...«

In diesem Augenblick wurde mein Innenarchitekt von Gideon zu einer kleinen Demonstration gerufen, ungeachtet seines Rheumas, denn außer ihm war niemand

mehr da. Unter diesen Umständen zog ich mich in den Duschraum zurück, wo ich ihn nachher zu treffen hoffte. Er kam nicht. Vielleicht war die Demonstration ein wenig zu lebhaft verlaufen.

Ich verließ das Institut. Durch die offene Türe eines anderen Klassenzimmers sah ich Rüben Levkowitz mit einem braunen Gürtel um den Bauch.

Auf dem Heimweg erstand ich einen Revolver und ein Insektenspray. Ich trainiere jetzt zu Hause. Mit einem brüllend hervorgestoßenen »Azanyad!« spritze ich die Flüssigkeit auf das Fenster, wobei ich die rechte Schulter in eine Linie mit meiner Hüfte bringe und das linke Bein gestreckt rotieren lasse. Seit gestern trage ich eine grüne Krawatte. Sie bezeichnet den vierten Grad des »Phiola«, der alten, edlen Kunst der Selbstverteidigung gegen Karate.

## ***Compukortschnoi***

Ist der hobbysuchende Ehemann ein hundertprozentiger Intellektueller, so haben wir ein Problem. Dieses löste sich in meinem Fall, als Onkel Benno aus Amerika zu Besuch kam und Geschenke für die ganze Familie mitbrachte. Als ich das mir zugedachte auspackte, fand ich ein flaches Kästchen vom Umfang eines Taschenbuchs, mit 16 blitzblanken Druckknöpfen versehen.

»Damit du dich nicht langweilst«, grinste Onkel Benno.  
»Ein Schach-Computer.«

Ich liebe das Schachspiel seit meiner Jugend. Die ganze Weisheit des Fernen Ostens liegt darin. Schriftsteller, besonders Satiriker, haben eine ähnliche Neigung zum Schach wie Politiker zum Poker. In den frühen Vierzigerjahren war ich sogar drauf und dran, ein Schachbuch zu schreiben. Leider kamen mir die Nazis dazwischen, und ich bin damals nur ganz knapp dem drohenden Matt entronnen.

Im Durchschnitt verbringe ich jetzt 36 Stunden täglich mit Onkel Bennos Geschenk. Wir beginnen schon am Morgen zu spielen, noch während ich mich rasiere, und hören erst auf, nachdem ich mit dem Kästchen im Arm zu Bett gegangen bin. Verdrängter Sex? Homoerotische Tendenzen, wie die beste Ehefrau von allen vermutet? Möglich. Ich muß gestehen, daß ich an meinem hübschen Spielgefährten mit den süßen Blinkknöpfchen leidenschaftlich hänge ...

Und er ist nicht nur hübsch, er ist auch gescheit. Mit seinem kleinen, zarten Stimmchen piepst er nach jedem Zug – einmal, wenn's theoretisch ein richtiger Zug war, zweimal, wenn ich einen Fehler gemacht habe. Sein

Gegenzug erscheint in roten Chiffren auf einer eigens für ihn eingebauten Fläche.

Ich nenne ihn Compukortschnoi, weil er ein guter Spieler ist. Er ist auch ein guter Verlierer. Wenn ihm klar wird, daß ich die Partie gewinne, läßt er ein trauriges Blinksignal aufleuchten: »I give up« (ich erwähnte schon, daß er aus Amerika kommt). Manchmal hingegen, wenn die Partie sich zu seinen Gunsten wendet, schaut er mich verächtlich an, und es erscheint rot auf seiner Fläche: »You bum«, was soviel heißt wie: »Du Patzer«. Und wenn er in eine bedrängte Situation gerät, verlangt er mehr Zeit zum Nachdenken. Er benimmt sich ganz wie ein Mensch. Ob er eines Tages zu sprechen beginnen wird, mein Compukortschnoi? Russisch? Jiddisch?

Die beste Ehefrau von allen hält mich für verrückt, aber das ist natürlich nur Eifersucht. Sie versteht eben nichts vom Schach. Ihre Beziehung zur Geisteswelt des Fernen Ostens beschränkt sich auf Yoga und Yoghurt.

Was den Umgang mit Compukortschnoi besonders reizvoll macht, ist die Möglichkeit, mitten in der Partie seinen Intelligenzquotienten zu ändern, genauer: seine sachlichen Fähigkeiten zu steigern oder zu senken. Er verfügt über zehn Leistungsstufen. Auf der ersten denkt er immer nur eine Sekunde nach und spielt überhaupt wie ein Anfänger. Auf der zehnten braucht er für manchen Zug eine volle Stunde und ist nicht zu schlagen. Ich stelle ihn meistens auf den dritten Leistungsgrad ein. Und wenn er einen der schäbigen Tricks, mit denen sie ihn in Chicago gefüttert haben, an mir ausprobieren will, degradiere ich ihn mit maliziösem Lächeln auf Rang zwei. Dagegen ist er machtlos. Wer weiß, wie der Weltmeisterschaftskampf auf den Philippinen ausgegangen wäre, wenn sich der wirkliche Kortschnoi in der entscheidenden Partie zu Karpovs Jackett vorgebeugt und durch eine kleine

Knopfdrehung den späteren Weltmeister in einen mittelklassigen Turnierspieler verwandelt hätte.

Es muß noch vermerkt werden, daß ich einen schlechten Zug im Bedarfsfall mittels Druck auf einen Spezialknopf rückgängig machen kann. Er hingegen kann das nicht, weil er nicht fähig ist, seine eigenen Knöpfe zu drücken. Der Mensch ist also einer seelenlosen Maschine immer noch überlegen. Deshalb gewinne ich ja auch jede Partie gegen ihn.

Neuerdings habe ich mir angewöhnt, mit ihm zu sprechen, wie das unter Schachspielern im Kaffeehaus üblich ist.

»Na«, sage ich nach einem raffinierten Zug, »was machst du jetzt, du dummes kleines Spielzeug?«

Ich weiß, daß es ihn erzürnt, als Spielzeug bezeichnet zu werden, aber der Zorn eines Taschenbuchformats schreckt mich nicht.

»Matt in drei Zügen, was? Das könnte dir so passen. Nicht mit mir, mein Kleiner!«

Und schon habe ich ihn auf die nächstniedrigere Stufe eingestellt und reiße seinen Königsflügel auf, daß ihm Hören und Blinken vergeht.

Manche Menschen in meiner Umgebung sind von Compukortschnoi ebenso begeistert wie ich, manche sind es nicht. So informierte mich zum Beispiel die beste Ehefrau von allen, daß ich mich zwischen ihr und »dieser blöden Schachtel« entscheiden müsse. »Entweder er oder ich«, sagte sie und drohte mir, zu ihrer Mutter zurückzukehren. Es war ein richtiges Ultimatum. Eine Art Damengambit.

Nun, über solche Betriebsunfälle auf Alltagsebene bin ich erhaben. Ich habe die Landung des ersten Menschen auf dem Mond miterlebt, ich habe mich mit dem

Farbfernsehen abgefunden, kann Videogeräte bedienen, ich bin in das Geheimnis des Reißverschlusses fast eingedrungen, und ich verstehe sogar, wie ein Computer funktioniert. Mehr oder weniger. Das heißt: beinahe. Zum restlosen Verständnis fehlen mir noch ein paar Kleinigkeiten. Wieso weiß ein flaches Kästchen im Ausmaß von 10 x 18 cm, daß es den Turm mit einem der beiden Springer decken muß, wenn der Bauer über »E 5« hinauszieht, und daß ihm drei Züge später mein Läufer die Rochade sperren wird? Ich frage: wieso? Wie füttert man einen Computer mit den entsprechenden Daten? Sagt man ihm in der Fabrik: »Gib acht! Mach keine unvorsichtige Bewegung mit der Dame, solange der König nicht gesichert ist!« Und antwortet er darauf: »Keine Angst, Boß, ich bin nicht von gestern«? Oder wie geht das vor sich?

Schon mehrmals überkam mich die Lust, mit einem Schraubenzieher Compukortschnois Innenleben aufzubrechen. Ich habe es nicht getan. Wahrscheinlich würde ich drinnen nichts weiter finden als eine dünne Platte mit gestanzten Strichen und Punkten, ungefähr wie Mazzes aus Plastik ...

Als ich vorige Woche nach Europa fliegen mußte, hatte ich das Glück, neben einem Herrn mittleren Alters zu sitzen, der sich gesprächsweise als Fachmann für Elektrotechnik zu erkennen gab.

Sofort zog ich meinen Compukortschnoi hervor, der mich überallhin begleitet: »Bitte erklären Sie mir, wie das Ding funktioniert! Bitte! So wahr wir dem Himmel näher sind als sonst – ich werde es Ihnen nie vergessen!«

Der Fachmann wog den Gegenstand meiner Wißbegierde fachmännisch in der Hand.

»Ganz einfach«, sagte er. »Der Computer speichert jedes

mögliche Konzept einer Schachpartie mit bis auf binarische Dezimalstellen berechneten Formeln in ein arithmetisches Diagramm, das an einen bivokal gesteuerten Transistor angeschlossen wird und seine Impulse auf eine durch Dioden zu betätigende Registratur automatisch überträgt,«

Ich ergriff seine Hand und drehte sie im Gelenk so lange einwärts, bis sein Oberkörper eine geometrische Spirale bildete: »Genug von diesen Propagandatexten! Ich will wissen, woher eine Plastik-Mazze die sizilianische Verteidigung kennt!«

»Genau weiß ich es nicht«, flüsterte er gequält.

»Niemand weiß es genau. Vielleicht die Japaner ...«

»Wie funktioniert ein Schachcomputer?« beharrte ich.

Aus seinem schmerzhaft aufgerissenen Mund entwich mit leisem Zischen etwas Luft; dann kamen kaum hörbar seine Worte: »Es ist ein Wunder. Und Wunder kann man nicht erklären.«

Ich ließ seine Hand los. Wir knieten nieder und beteten. Dankbar richtete ich meinen Blick zum hohen Himmel empor. Ein Wunder, ja, das ist es! Das kann ich akzeptieren. Aber mit dem Gewäsch von Registern, Dioden und Impulsen möge man mich verschonen. Ich bin schließlich kein Kind, ich bin ein erwachsener Familienvater. Ich glaube an Wunder.

Seit jenem Tag, seit jener himmlischen Erklärung, begehre ich nicht mehr nachzuforschen, wie ein Schachcomputer funktioniert. Man hat ja auch Bobby Fischer nicht auseinandergenommen, um zu erfahren, wie es bei ihm drinnen aussieht.

Demnächst kaufe ich mir einen zweiten Schachcomputer und erfülle mir einen alten Wunschtraum: ich lasse die beiden gegeneinander spielen. Dann habe ich endlich Zeit,

meine Frau und meine Kinder zu sehen. Sie leben zur Zeit bei meiner Schwiegermutter.

## ***Telephonokinese***

Zu den Hobbys, ohne die man ebenso wenig leben kann wie mit ihnen, gehört – jetzt einmal abgesehen vom weiblichen Geschlecht – das Telephon. Es quält uns wie ein gelernter Sadist, es macht uns mit seinem schrillen Geklingel das Familienleben zur Hölle, und dennoch wollen wir es keinen Tag lang missen. Wer auch nur ein paar Stunden vergehen läßt, ohne die Wählscheibe zu betätigen, wird von akuten Angstzuständen befallen, als wäre er von der Umwelt abgeschnitten. Seine Hand beginnt zu zittern, sein Wählfinger deutet mit magischer Gewalt in die bewußte Richtung und zieht ihn unwiderstehlich hinan.

Das ist kein Hobby mehr, das ist Besessenheit. Oder noch schlimmer.

Für das von mir beobachtete, Haare zu Berge treibende Phänomen interessiert sich kein Impresario. Ich beobachte es in meiner Wohnung, in dem engen Gang, der von meinem Arbeitsraum zum Badezimmer führt. Ich gehe ins Badezimmer, schließe die Tür, entkleide mich und drehe die Brause auf. Genau in dem Augenblick, da ich meinen Rücken einzuseifen beginne, läutet das Telephon. Immer. Ich bin an diesen telepathischen Vorgang schon so gewöhnt, daß ich an einer bestimmten Stelle die Tätigkeit des Einseifens unterbreche, um auf das Telefonsignal zu warten. Und es kommt regelmäßig. Natürlich könnte ich es ignorieren, könnte so tun, als verhinderte mich das Rauschen des Wassers, andere Geräusche zu hören, könnte mir sagen: »Und was, wenn ich jetzt nicht zu Hause wäre?« Aber ich *bin* zu Hause. Ich höre das Signal. Und mein geistiges Auge sieht am andern Ende des

Drahtes einen feisten New Yorker Theatermanager mit einer dicken Zigarre im Mund, der mir für das Textbuch zu einem spektakulären Broadwaymusical einen enorm hohen Vorschuß anbieten will.

Was macht ein telepathischer Ehemann in so einem Fall? Er wischt sich in panischer Hast die Seife vom Rücken, schlingt das nasse Handtuch um die Schultern und rennt, oder besser gesagt: rutscht auf den nackten, glitschigen Fußsohlen in das Zimmer mit dem Telephon, wo alle Fenster weit offenstehen. Aber wenn er endlich angelangt ist und den Hörer an sich reißt, meldet sich niemand mehr. Oder es meldet sich eine fremde Stimme und fragt, ob Uzi zu Hause ist. Auf die Gegenfrage: »Wer ist Uzi?« wird am andern Ende des Drahtes der Hörer aufgelegt. Was bleibt, ist eine Wasserlache am Fußboden.

Hierauf kehrt man ins Badezimmer zurück, klatscht das nasse Handtuch an die Wand, niest ein paarmal, stellt sich wieder unter die Brause – und hört, kaum daß der Rücken aufs neue eingeseift ist, das vertraute Klingelsignal. Jetzt gibt es zwei Möglichkeiten: entweder man geht nicht hin, dann wird der feiste Broadwaymanager seinen Auftrag samt Vorschuß einem Andern zukommen lassen. Oder man geht hin. Dann ist es Uzi.

Ich nenne das Telephonokinese. Oder die Kunst der Menschenbewegung durch Einseifen.

Die leidgeprüfte beste Ehefrau von allen hält dies alles für blanken Unsinn und meint, es hätte nichts mit Telepathie zu tun. Niemand, so meint sie, ruft mich an, weil ich mir gerade den Rücken einseife, sondern umgekehrt: ich fühle, daß mich jemand anrufen will, und seife mir daraufhin prompt den Rücken ein.

Also doch eine okkulte Wechselbeziehung, oder?

Niemals werde ich die Nacht vom 12. auf den 13.

Oktober vergessen, als ich stundenlang auf einen wichtigen Anruf aus London wartete. Ich saß auf Nadeln. Ich fixierte den Apparat, aber er gab kein Zeichen von sich. Ich schluckte alle möglichen Aufpulverungsmittel, um mich wachzuhalten. Der Anruf kam nicht.

Gegen Morgen empfand die beste Ehefrau von allen doch etwas Mitleid mit mir.

»Vielleicht solltest du eine Brause nehmen«, sagte sie. Ich hatte nichts zu verlieren, entkleidete mich, drehte den Wasserhahn auf und begann mit dem Einseifen. Und als ich meinen Rücken erreichte –:

London.

Kein Zweifel. Ich bin ein hervorragendes Medium.

Übrigens wirken meine medialen Qualitäten auch aktiv. Manchmal, besonders während der Sommermonate, verspüre ich plötzlich das unwiderstehliche Bedürfnis, irgend jemanden anzurufen, ohne bestimmten Grund. Schon während ich die Nummer wähle, durchrieseln mich rätselhafte Schauer.

»Ist Bobby zu Hause?« frage ich.

»Ja, aber er steht gerade unter der Brause ...«

Telephonokinese. Die rätselhaften Schauer setzen genau in dem Augenblick ein, in dem sich Bobby den Rücken einseift. Das ist das Verwirrende an der ganzen Sache: Der telekinetische Kontakt wird nicht durch die Brause hergestellt und nicht einmal durch das Einseifen als solches – es muß der Rücken sein. Ich habe das in zahllosen Experimenten festgestellt. Ein noch so dicker Seifenbelag auf einem andern Körperteil: nichts. Der erste leichte Schaum auf dem Rücken: trr, trr.

Gute Freunde, denen ich mich anvertraute, bestätigten meine Wahrnehmungen. Offenbar verhält es sich so, daß

ein echtes Medium nur unter die Brause gehen muß – und schon wird irgendwo in der Welt ein anderer Mensch von dem Drang befallen, die betreffende Nummer zu wählen. Eine Erklärung dafür gibt es nicht.

Ich habe daran gedacht, mich einer amtsärztlichen Prüfung zu unterziehen, die beste Ehefrau von allen fürchtet jedoch, daß ich dann für alle Zeiten öffentlich als Medium abgestempelt wäre. Und ich habe wahrhaftig schon Ärger genug mit dem Mißtrauen der Leute. Erst gestern bekam ich einen Anruf von einem dieser Zweifler, die von meiner Seifentherapie nichts wissen wollen.

»Mein Lieber«, höhnte der Anrufer, »jetzt seife ich mir bereits seit einer Viertelstunde den Rücken ein – und mein Telephon bleibt stumm!«

»Verwenden Sie heißes Wasser? Kalt funktioniert es nicht!«

»Heiß, natürlich. Und ich habe sogar eine neue Seife genommen.«

»Vielleicht ist Ihr Telephon nicht in Ordnung?«

»Sie hören doch selbst, daß es in Ordnung ist. Also? Wo bleibt Ihre Telepathie?«

»Ich weiß nicht«, antwortete ich beschämt, wischte die Seifenflocken vom Hörer und ging ins Badezimmer zurück.